

Ludwig Friedrich Ehrenfried Cramer

Für die Policei

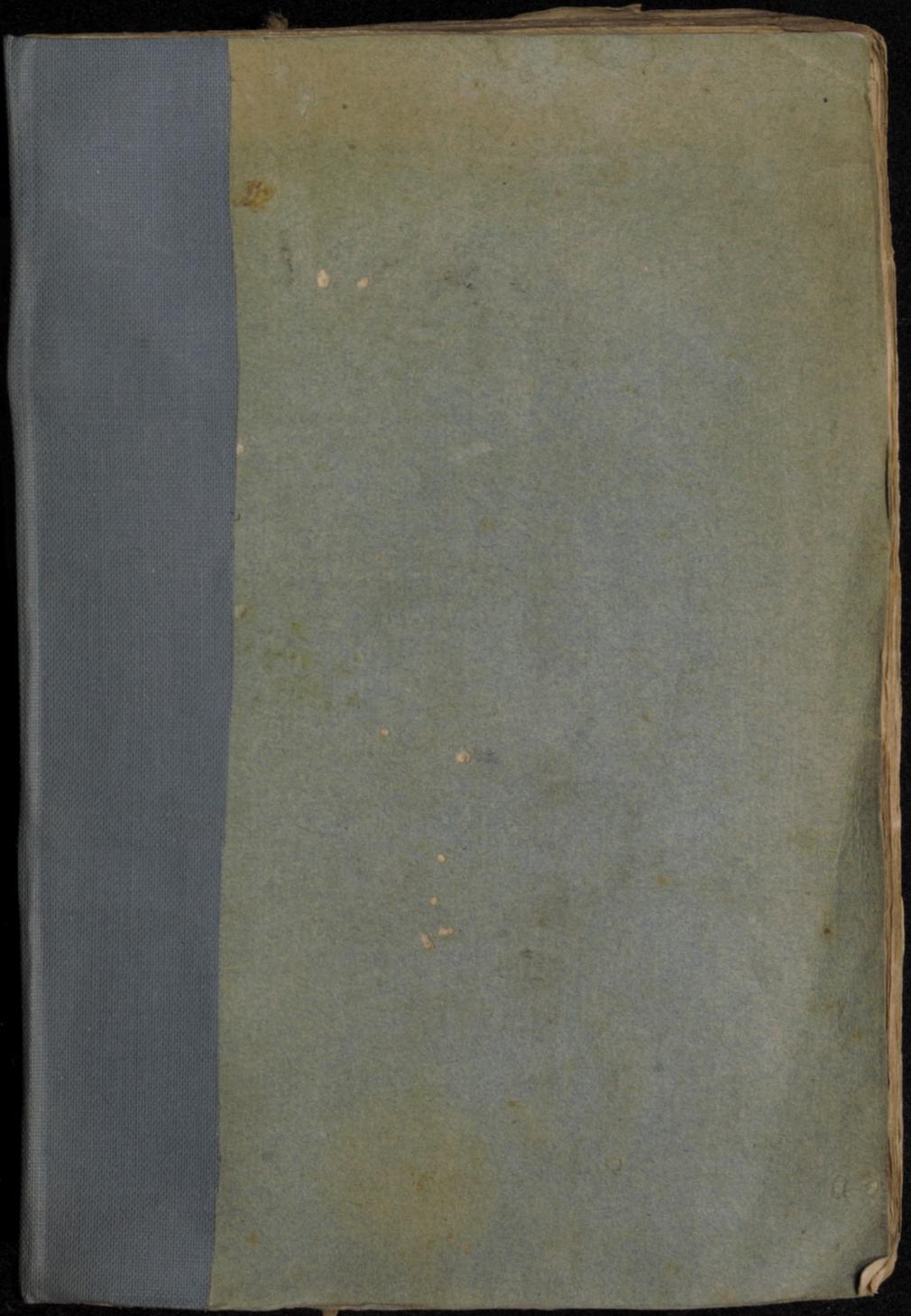
Ersten Bandes erster Theil

Hannover: Hannover: In Commiſion der Helwingiſchen Hofbuchhandlung: Gedruckt in der Lammingeriſchen Buchdruckerey, 1788

<http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1738730166>

Band (Druck) Freier  Zugang





So. VIII. 16.

41⁶. 13.

1 Tabella

F. I. f. - 3005 (1)

~~F. I. f. - 3007.~~

Für die
P o l i c e i.

Ersten Bandes erster Theil.



Hannover,

In Commission der Helwingischen Hofbuch-
handlung.

Gedruckt in der Lammingerschen Buchdruckerey.

1788.



Von der
Landwirthschaft.



Vorbericht.

Es wäre zu voreilig, wenn ich den ersten Theil dieser Schrift, davon vierteljährlich ein Theil ausgegeben wird, mit einer weitläufigen Vorrede begleiten wollte. Die Absicht derselben muß ich aber schon hier kurz anzeigen, weil die Aufschrift, ohne eine solche Erklärung, unbestimmt und undeutlich seyn würde, besonders, da die beiden Abhandlungen, davon die eine ganz, die andere aber nur zum Theil in diesem ersten Theile befindlich ist, der Aufschrift nicht völlig zu entsprechen scheinen mögten.

X

In

In einer besonders ausgegebenen Ankündigung habe ich gesagt: Daß meine Leser unter diesem Titel kein System von der Policei erwarten mögten, weil wir an solchen keinen Mangel haben. Dieser verneinenden Bestimmung muß ich hier die bejahende entgegen setzen, und näher anzeigen, daß diese Schrift allen Gegenständen gewidmet sey, mit denen sich die Policei beschäftigt, oder die einen Einfluß in die Wohlfarth eines Landes haben.

Viele derselben sind noch nicht ganz bearbeitet und andere nicht aus dem Gesichtspunkte gezeichnet, aus dem sie mancher gern sehen mögte. Diesen die Mühe eigener Beobachtungen zu erleichtern, entwerfe ich die mir vorkommenden Gegenstände aus der Augenhöhe, unter welcher ich sie sehe, und hoffe, daß dieser Punkt nicht außer dem Kreise liegen werde.

de, von welchem ab sie am deutlichsten zu erkennen sind.

Mehreres hätte ich zur Vergleichung des Inhalts mit der Aufschrift nicht zu sagen, wofern ich nicht noch beifügen müßte, daß die merkwürdigsten Veränderungen und neuen Verfügungen in Polizei-Sachen deutscher Staaten nicht unbemerkt bleiben sollen.

In Ansehung der äußerlichen Beschaffenheit aber merke ich an, daß ich mich nicht so gar genau an die Bogenzahl binden, sondern nur zwischen der Zahl 12 und 16 bleiben, auch wo es nöthig ist, einige Kupfer beifügen werde.

Ueberdem muß ich meine Leser der eingeschlichenen Druckfehler wegen um Verzeihung bitten. Sie sind zum Glück dem Sinne der Sache nicht ganz hinderlich, daher darf ich ihre Verbesserungs

X 2

gen

gen bis an das Ende des zweeten Theils
verschieben.

So deutlich der Druck übrigens
seyn mag; so sollen doch zu dem zweeten
Bande neue Lettern genommen und für
die Richtigkeit des Drucks mehr gesorgt
werden.

Hiermit empfiehlt die günstige
Aufnahme dieses Werks dem geehrtesten
Publikum

Hannover. Der Verfasser.
den 17ten Jenner
1788.

Erster



Erster Abschnitt
von der Urbarmachung.

Einleitung.

Von der Unentbehrlichkeit der
Landwirthschaft.

Der Reichthum des Staats entspringt aus der Oberfläche und aus manchen Tiefen der Erde und des Gewässers. Aus diesen gehen alle Produkte hervor die zu dem thierischen Leben nöthig sind, und alle

U

die,

die, welche den Kunstfleiß unterhalten
und belohnen.

Die Erde ist aber mit ihren Schätzen nicht so freigebig, daß sie jedem sein Bedürfnis unbedingt in die Hand reiche. Sie giebt es nur in so fern als sie behandelt und gepflegt wird, bald in größerer, bald in minderer Menge und Güte. Es bleibt daher das Werk des Fleißes reiche Ausbeute von und aus ihr zu erlangen.

Ist es gewiß, daß ein Staat um desto glücklicher sei je mehrere Reichthümer er besitze; so ist wol keine festere Grundlage zu diesem Glücke zu legen, als eben eine solche Zubereitung der Erdoberfläche, wodurch sowohl für die thierische Nahrung, als für den Erwerb der Materialien, die den Künstler und Handwerker beschäftigen, aufs Beste gesorgt wird.

Die

Diese Absicht hatten ohne Zweifel schon die ersten Besiznehmer eines Landes. Weil ihre Anzahl aber in Vergleichung mit der jehigen Volksmenge nur gering war; so hatten sie auch nicht nöthig jeden Theil der Erdsfläche die sie bewohnten zu bearbeiten, sondern jede Familie ließ es dabei beruhen, wenn sie so viel von ihren Ländereien warb, als sie zu ihrem Unterhalte gebrauchte. Es mogte nun seyn, daß jedem sein Antheil zugetheilt war, oder daß es ihm frei gelassen blieb sich eigenmächtig zu nehmen; so konnte es doch nicht fehlen, daß nicht diejenigen Plätze zuerst genutzt wurden, die man für die fruchtbarsten hielt und die am bequemsten zu bearbeiten waren. Es blieb darum der Theil unbebauet liegen, der von den Wohnungen zu weit entfernt war oder nicht die Fruchtbarkeit versprach, die man von dem andern erwartete, weil man seiner entbehren konnte.

Dieses väterliche Land erbt von Kind zu Kind. Es wurde durch die Pflege tragbarer, und nährte die Familien wenn sie auch zahlreicher wurden. Für den Unterhalt des Viehes durfte man wenig sorgen, denn auf dem unbearteten Lande wuchs Gräserrei genug die es abweidete. Die Waldungen waren für die Bedürfnisse eines Jeden hinreichend, die Flüsse wurden von denen benutzt die Lust dazu hatten, und auf diese Art war, außer den angebauten Ländereien, alles gemeinschaftlich was Erde und Wasser gestatteten und hervorbrachten.

Die Länge der Zeit änderte nach und nach diese Umstände. Die Länder wurden durch die Vermehrung der Familien und durch neu hinzukommende Fremde volkreicher; der Aufwand wurde größer, der Handel ausgebreiteter, mit ihm wuchs der Luxus und durch den Luxus kam
der

der Handel immer mehr und mehr empor. Alles dieses macht es nothwendig, daß nunmehr auch diejenigen Plätze der Oberfläche, die bisher ohne Cultur geblieben sind angebauet, und daß die in der Cultur vernachlässigten, verbessert werden müssen, wenn ein Land nicht hinter seinen Nachbarn zurück bleiben will.

Einige Länder in Deutschland sind bereits so weit gekommen, daß sie den natürlichen Reichthum ihres Erdstriches größtentheils benutzen, andere haben hingegen nur noch wenige Fortschritte darin gethan, und bei diesen sind die Schätze der Erde meistentheils ein todes Capital geblieben. Sie lassen es auf einer Seite beim Alten und leben auf der andern im Geschmacke der neuern Zeiten. Es ist darum wol nichts natürlicher, als daß sie sich auch der neuern Hülfquellen bedienen müssen, damit sie ihren Wünschen gemäß leben können.

Das unangebaute oder noch nicht genug genutzte Land ist das einzige, was einen solchen Zuwachs des Staatsvermögens gestattet, der durch ungünstige Schicksale nicht leicht zu vernichten ist, sondern vielmehr zu allem beiträgt, wodurch eine fortdauernde Glückseligkeit des Ganzen erhalten wird.

Es ist aber allerdings mühsamer aus dem noch uncultivirten Lande Vortheile zu ziehen, als es den Vorfahren seyn konnte, weil nur die weniger fruchtbaren und schwerer zu bearbeitenden Plätze den Nachkommen zur Urbarmachung übrig gelassen sind. Indessen ist eine solche Arbeit nicht so schwer als sie bei dem ersten Anblick scheint. Durch Fleiß und vereinigte Kräfte lassen sich die größten Schwierigkeiten heben, und in diesem Falle um desto eher, weil keinem der daran arbeitenden der Nutzen verborgen bleiben kan,
der

ihm und seinem Vaterlande hierdurch zu wächst.

Da sich der Reichthum und das Glück des Staats hierauf gründet; so ist das erste und vorzüglichste Angenmerk der Policei dahin gerichtet, daß die Erde wohl genukt, die Nahrungsmittel in möglichster Menge und Güte erzeugt, und hinlängliche Materialien für Künstler und Handwerker erhalten werden.



Erstes Kapitel.

Von Urbarmachung der Oberfläche.

§. 1.

(Von der Oberfläche überhaupt)

Es giebt nur wenige Stellen auf dem Erdboden, in so fern sie aus Erde bestehen, die nicht zum Anbau eines oder des andern nützlichen Gewächses geschickt wären. Es sind aber oft Hindernisse vorhanden, die gehoben werden müssen ehe an einen davon zu ziehenden Nutzen gedacht werden kan. Sie liegen theils in der äußerlichen Figur der Oberfläche, theils in der innern Beschaffenheit des Bodens. Beides kan abgeändert und also jede Stelle nützlich gebraucht werden.

§. 2.

(Unebenheiten)

Merckliche Unebenheiten der Oberfläche, sie mögen in Erhöhungen oder Vertiefungen

riefungen bestehen, sind zum Anbau der Gewächse unbequem, wenn die Seitenflächen der einen oder der andern zu abhändig oder zu steil sind. Moräste und so genannte Moore, wie nicht weniger jede unvermischte Erdarten bringen ebenfalls keine nützlichen Gewächse hervor. Es sind daher folgende Vorarbeiten nöthig, um das Land zur begehrten Tragbarkeit vorzubereiten.

§. 3.

(Die Berge.)

Die Berge oder Anhöhen bestehen entweder aus Steinen oder aus Sande oder aus einer sonstigen Erdart. Ist das erste, so sind sie ihres Materials wegen nutzbar, sie mögen von einer Beschaffenheit seyn von welcher sie wollen, und können genutzt werden ohne das eine Veränderung ihrer Figur erfordert wird.

Bestehen sie aber aus Sande oder aus einer Erdart; so können mancherlei Gewächse darauf erzeugt werden, wenn ihre obere Fläche eben und der Abhang so schief ist, daß er ohne Gefahr bearbeitet werden kann, wo dieses nicht ist; so müssen solche Flächen wenn es ohne Nachtheil geschehen kan hervorgebracht werden, die bearbeitet und besamt werden können. Eine solche Vorrichtung findet gemeiniglich nur an einigen Theilen des Berges statt, und kan dadurch bewirkt werden, daß die Erde von dem Obertheile des Berges abgestochen wird. Hierdurch entstehet die gewünschte Fläche ohne weiteres Zuthun.

Die Umstände müssen es ergeben, ob ein solcher Abhang in einem fortgehen oder unterbrochen seyn könne. Im letzten Falle entstehen Terrassen, die sowohl die Bepflanzung erleichtern als sie zu bequemen Wegen auf die Anhöhe dienen.

S. 4.

S. 4.

(Bestimmung ihres Abhanges.)

An einem Abhange der mit der Horizontalen Fläche zum wenigsten einen Winkel von hundert und sechzehn Grad macht, oder dessen Anlage die Hälfte der Höhe beträgt, können Menschen ohne Gefahr arbeiten, und vorzüglich wenn er durch Terrassen unterbrochen wird. Durch die Geometrie läßt es sich bestimmen wie viel und nach welcher Linie die Erde von dem höhern Rande abzustechen sey, und wenn man annimmt, daß ein Mann täglich eine Cubik Klafter oder 216 CubikFuß ausgraben könne, so läßt sich die Berechnung von den Kosten leicht machen.

S. 5.

(dessen Benutzung)

Die auf solche Art zu weiterer Bearbeitung geschikt gemachten Flächen, können, nach Beschaffenheit des Bodens, an der wärmern Seite zu Holzanzpflanzungen
Obst

Obstgärten und Weinbergen, und an der Kältern zu Gräseren, die vorzüglich den Schafen nützlich sind, angewendet werden.

S. 6.

(2. Vertiefungen.)

Vielfältige Vertiefungen die seit vielen Jahren durch Regengüsse, durch ausgefahrne und verlassene Wege, durch ausgegrabene Baumwurzeln, durch Sand-thon-leimen-Kalck und Theergruben ausgetrocknete Gräben u. s. w. entstanden sind, vermehren die Unebenheiten um vieles, und müssen mit vereinten Kräften in so weit geebnet werden, daß die gewöhnliche Art der Cultur bei ihnen möglich wird.

S. 7.

(dabei zu verrichtende Arbeit)

So gering der Betrag solcher unebenen Plätze scheinen mag; so beträchtlich ist er, wenn man ihren Flächen Inhalt berechnet

rechnet und mit artbaren Lande und dessen Ertrage vergleicht. Die Arbeit die dabei zu verrichten ist bestehet in abgraben, Schaufeln und Hacken. Oft sind solche Vertiefungen mit hohen Rändern umgeben, welche zureichen sie ganz oder zum Theil auszufüllen. Wo dieses nicht ist, wird von dem Rande so viel abgestochen, als entweder zur ganzen Ausfüllung gebraucht wird, oder es werden die Ränder nur zur bequemen Bepflanzung geschickt gemacht, wie bei den Anhöhen schon gezeigt ist.

§. 8.

(worauf dabei zu sehen.)

Daß im ersten Falle nur auf den halben Inhalt der Vertiefung gerechnet werden dürfe, ist daher klar, weil der Grund derselben eben so viel erhöht als die Anhöhe oder der Rand erniedrigt wird. Ueberhaupt aber erfordert der Ackerbau nicht

nicht immer völlig horizontale Flächen, sondern nur solche, die mit dem Pfluge bezogen werden können. Daher ist die Ebenung auch nur bis dahin zu erstrecken.

Vertiefungen, die zum Theil mit Wasser angefüllt sind werden auf eben erwähnte Art behandelt, wobei nur zu bemerken ist, daß dem Wasser, wenn die Grube nicht so weit erhöht werden kan daß es überfließt, ein Abzug verschafft werden müsse.

§. 9.

3) Moräste.

Die Moräste und Sümpfe entstehen aus manchen Ursachen. Diese sind entweder eine Quelle, deren Wasser sich mit einer lockern Erde vermischt, oder so genannte Schichtwässer, die nach den Regeln der Hydrostatik mit den Flüssen oder Seen aus denen sie originiren einerlei Höhe

Höhe halten, oder das Regenwasser, das sich über oder unter der Oberfläche in den Vertiefungen sammlet die aus Leim, Thon oder einer sonstigen fetten vermischten Erdart bestehen, oder endlich, daß sich unter einer solchen Erde, Schichten von Kies, Thon oder Steinen befinden, die das fernere Eindringen des Wassers in die größere Tiefe verhindern, wodurch die Vermischung mit der Erdart länger als gewöhnlich erhalten wird.

§. 10.

(ihre Austrocknung.)

a) wenn ihn Quellen verursachen.

Entstehet der Morast aus einer Quelle; so muß sie aufgesucht rein ausgestochen und das Wasser abgeleitet werden. Hierdurch wird nicht allein das Austrocknen bewirkt; sondern das Quellwasser giebt zugleich das beste Mittel an
die

die Hand, die stehenden Wasser in Gräben, Seen und Teichen lebendig und zur Fischerei geschickter zu machen.

§. 11.

b) wenn es das Schichtwasser thut.

Ist das Schichtwasser die Ursache der Moräste, so ist kein ander Mittel für, handen sie auszutrocknen, als daß sie so weit erhöhet werden, daß das Wasser in gewöhnlichen Jahren die Oberfläche nicht überziehe. Wenn eine solche Erhöhung, des größern Umfanges des Morastes wegen, nicht mit leichter Mühe von den Rändern derselben erhalten werden kan; so ist sie aus der Fläche selbst zu bewirken, daher sind um oder durch ihn so breite und tiefe Gräben zu ziehen, daß so viele Erde daraus erhalten werde, als zu der verlangten Erhöhung erforderlich ist.

§. 12.

§. 12.

(Nivelliren derselben.)

Es bedarf die erforderliche Höhe nicht durch künstliche Ausmessungen erforscht zu werden, um die Arbeit darnach einzurichten, sondern es ist genug, wenn zu der Zeit, da sie mit Wasser überzogen sind, hin und wieder Pfähle an dem Rande herum eingeschlagen werden, an denen man den Stand des Wassers mit einem Sägenschnitte oder einem andern beliebigen Zeichen bemerklich macht, und sich alsdenn bei der Arbeit dergestalt darnach richtet, daß auch dann, wenn sich die Erde gehörig zusammen gesetzt hat, die verlangte Höhe bleibe.

§. 13.

c.) wenn sie durch das Regenwasser entstehen

Vertiefungen die durch das Zusammenlaufen des Regenwassers zu Morästen

B

ge

geworden, sind gemeiniglich nicht von großen Belange und können, wenn sie in ebenen Feldern oder Wiesen liegen, durch Abzugsgräben nutzbar gemacht werden. Sie geben alsdann, eben diejenen weil sie einen fetten Boden haben den besten Acker und Wiesengrund. Viele solcher Moräste die man auch Sümpfe nennt, sind daher entstanden, daß man mit Fleiß gemachte Teiche und Gräben hat verfallen lassen, daß man die Viehtränken auf den Weiden und bei den Dörfern nicht ausgebracht oder gereinigt hat und daß man an vielen Orten um die Ansfüllung kleiner Vertiefungen unbekümmert gewesen ist, die, indem sich hernach das Regenwasser darin gesamlet, durch das Durchwaden des Viehes zu Morästen geworden sind. Diese Arten von Morästen bedürfen keiner Vorschrift zur Verbesserung, sondern können von jedem Eigenthümer oder von jeder Gemeinheit verlesert werden.

werden, so bald sie sich nur eine sehr kleine Mühe geben wollen.

§. 14

d.) Wenn sie auf undurchbringlichem Boden liegen.

Wichtiger und von größern Umpfanzge pflegen aber die Moräste zu seyn die man auch Moore nennt, deren Boden das Einbringen des Wassers nicht gestattet. Die Erde in solchen Mooren ist zwar fett, aber schwammigt, und eben deswegen, für sich zum Gewächsbau nicht geschickt, wenn sie auch ohne überflüssiges Wasser wäre. Sie kan aber nicht eher tragbar gemacht werden, als bis ihr das Wasser entzogen ist. Da diese Moore gemeiniglich sehr groß sind, so ist es wohl der Mühe werth ihre Verbesserung zu bewirken.

§. 15.

(Abwässerung derselben,)

Das Abwässern geschieht dadurch, daß man zuerst an den niedrigsten Ende des Moores oder, wenn er eine Horizontale Fläche hat um ihn herum, tiefe Gräben macht und die Erde einwärts auf das zu kultivirende Land wirft.

Es ist dabei zu beobachten, daß die Gräben nach dem Orte zu immer erniedrigt werden müssen, von welchem man den kürzesten Abzugsgraben führen kan.

Hat ein solcher Graben einen hinlänglichen Abzug, so wird sich das Wasser, seiner Natur gemäß, nach und nach in ihn senken und die Zwischenräume der schwammigten Erde zum Theil verlassen. Ich sage zum Theil, weil nicht alles Wassers auf diese Art herausgehet, sondern mehr als zur Fruchtbarkeit gehört, an den

den Rändern der Zwischenräume hängen bleibt, welche auch bald wieder ganz angefüllt werden, wenn die Schichtwässer auf neue andringen und die Gräben sowohl als die Erdmasse der Moore erfüllen.

S. 16.

(fernere Vorrichtungen.)

Dieser ersten Vorrichtung müssen daher noch andre folgen durch die die Zwischenräume vermindert und zur Einnahme einer großen Menge Wassers ungeschickt gemacht werden. Es geschieht theils durch das Zusammendrücken des Moorlandes, theils durch das Ausfüllen der Zwischenräume mit einer andern Erdart. Das Zusammendrücken wird durch die Last der aus den Gräben geworfenen Erde am leichtesten bewirkt und die geschickteste Erdart zur Ausfüllung der Zwischenräume ist der Sand.

B 3

Durch

Durch die Umfassungsräben wird nur ein schmaler Strich Landes mit Erde belastet. Um aber dieses Mittel durchaus anzuwenden, müssen mehrere in der Entfernung von 30 bis 40 Fuß quer durch gezogen werden, die sämmtlich mit den Umfassungsräben zu verbinden sind. Die ausgeworfene Erde wird auf das Land dergestalt ausgebreitet, daß es in der Mitte eine Erhöhung bekommt, wodurch das Abflauffen des Regenwassers befördert und die Ueberschwemmung gemindert wird. Ein solches Land bedarf zur Tragbarkeit keines Düngers, muß aber aus oben angeführten Ursachen mit Sande vermischt werden. Diese Arbeit ist nicht in Anschlag zu bringen, weil das Beschütten mit Sande nicht mehrere Arbeit erfordert als das Düngen eines Urbaren Landes, besonders, da in den Gegenden wo Moore sind, der Sand nicht weit zu suchen ist.

S. 17.

(Fortsetzung)

Durch eine fleißige Bearbeitung und vorzüglich durch öfteres Umgraben und Umhacken wird eine solche Erde bald in das tragbarste Land verwandelt und kan schon im ersten Jahre nach der Zubereitung genutzt werden. In den folgenden Jahren wird der Sand von Zeit zu Zeit vermehrt, weil sich der erste immer mehr und mehr senkt, hiermit wird fortgefahren, bis die ganze Masse ihre verlangte Consistenz hat.

S. 18

(wie weit sie urbar zu machen sind.)

Die erste Vermischung mit Sande vollendet die Urbarmachung. Das folgende Vermehren hiermit wird dem Deco-
nomen desto billiger überlassen, da er we-

B 4

nigera

nigern Aufwand in Ansehung des Düngers bei solchen ohnedem fetten Lande zu machen hat, und blos die Fuhren zu fernerer Befandung anwenden darf.

S. 19.

(Torfmoore.)

Der Vortheil der aus den Torfmooren gezogen wird, ist dem nicht zu vergleichen, der von eben den Flächen erhalten werden kan, wenn sie auf vorbeschriebene Art urbar gemacht werden. Ihre Weibehaltung ist also nur so lange nothwendig als ein Mangel an sonstiger Feurung vorhanden ist, der nicht zu heben stehet, ohne daß größere Kosten aufgewendet werden müßten, als das zu verbessernde Land aufbringen könnte. Dies mögte aber ein seltener Fall seyn, weil viele Jahre darauf hingehen, ehe der einmal ausgestochne Torf zum abormaligen Ausstrecken nachgewachsen ist.

S. 19.

§. 20.

(sind von verschiedener Güte.)

Die Zwischenzeit von einer Nutzung zur andern ist nicht bei allen Torfmooren gleich. Denn wenn sie bei dem einen nur sieben bis acht Jahre beträgt; so kan sie bei dem andern 50 oder mehrere Jahre währen. Soll daher ja etwas davon beibehalten werden; so verdienen diejenigen den Vorzug, die die kürzeste Zeit zu ihrem Wachsthum gebrauchen.

Ist ein Torfmoor ausgeflogen, so wird es wenn es beartet werden soll, nach obiger Angabe erst abgewässert; welches jedoch gemeiniglich mit Schwierigkeiten verbunden ist; weil es nicht selten so tief liegt, daß keine Abzugsgräben gemacht werden können. Es ist daher kein andres Mittel als Teiche darin anzulegen, die das Wasser aufnehmen und Erde zur Erhöhung

B 5

hung des übrigen Landes geben. Der Grund der Torfmoore ist bekanntlich Thon, oder strenge Thonerde, unter welcher nicht gar dicken Schichte sich ein lockerer Boden findet, der eine Menge Wasser einfaugt, wenn die Thonschichte durchgestochen wird.

§. 21.

(II. Innere Beschaffenheit der Erdbarten.)

Es giebt einige Erdbarten, die als unvermischt und daher für unfruchtbar gehalten werden. Dahin rechnet man den Thon, den Kalk, die Kreide, groben und Flugsand oder Flugerde und verschiedene Farbenerden. Von allen diesen ist aber keine so beschaffen, daß sie durch die Vermischung nicht fruchtbar gemacht werden könnte. Doch giebt es einige andere, die aber mehr zu den Steinen als zu den Erden gezählt werden müssen, bei denen auch eine fremde Beimischung nicht von Nutzen seyn

seyn würde, als Kies, Ocker, Schiefer und Ortgrand. Zum Glück aber finden sich dergleichen nicht in beschwerlicher Menge, und sind zu andern Absichten als zum Feldbau zu gebrauchen.

§. 22.

a.) des Thones.

Unvermischter Thon, wenn es ihm nicht an Feuchtigkeit fehlt, bringt das mofsigte Gewächse hervor, das den Grundstoff des Torfes enthält. Ist er aber hinlänglich mit Sande vermischet, so gehört er unter die fettesten und fruchtbarsten Erden, weil er die zu den Gewächsen nöthigen Fruchtbarkeiten, wenn sie einmal eingedrungen sind, am längsten erhält.

Nur muß die Witterung nicht veräußt werden, in der er am besten zu bearbeiten ist, weil er bei trockner Witterung hart und bei naßer schmierig ist.

Gben

Eben so muß die Vermischung mit Sande, welche bei den ausgestochenen Torfmooren geschehen muß, zur rechten Zeit vorgenommen werden. Die beste Verfahrungsart ist diese: daß der Boden in Klumpen zerhauen werde, die so lange liegen bleiben bis sie von der Hitze oder dem Froste so hart geworden sind, daß sie sich zerschlagen lassen. Diese kleinern Stücke werden mit Sande überschüttet, und in einer nicht zu feuchten Zeit, durch abermaliges Umhacken mit dem Sande vermischt.

So mühsam diese Arbeit scheint, so reichlich wird sie nach einiger Zeit belohnt, da besonders, zu dieser Urbarmachung nichts als Menschenkräfte erfordert werden. Anhaltende ähnliche Bemühungen können die Oberfläche in größerer Tiefe verbessern, und ihr die Festigkeit bis zu einem beliebigen Grade benehmen.

§. 23.

b.) des Kalkes der Kreide und Farben Erden.

Die Unfruchtbarkeit des Kalkes der Kreide und einiger Farbenerden liegt lediglich darin, daß ihnen die zu den Gewächsen erforderliche Säure fehlt. Sie wird durch Thon und Leimen ersetzt, weil diese Erden einen Ueberfluß an Säure besitzen. Aus dem äußerlichen Ansehen der Erde kan man aber nicht immer auf ihre innerliche Beschaffenheit schließen, daher ist es nothwendig, daß sie vor der eigentlichen Vorbereitung untersucht werde. Ein wesentliches Hinderniß der Fruchtbarkeit bestehet in einer zu großen Säure oder in zu vielem Alkali. Man nehme daher einen Erdklumpen von den unfruchtbaren Distrikte und laße einige Tropfen Essig darauf fallen, entstehen dadurch kleine Blasen oder ein Schaum auf der Oberfläche; so enthält die Erde zu vieles Alkali,

li, erfolgt dieses nicht; so versuche man bei einem andern Klumpen das geschlozene Weinstein Dehl, entstehet hier der Schaum, so ist es ein Beweis, daß die Erde zu viele Säure enthalte. Wie also das Alkali durch Thon und Leimen gedämpft wird, so wird im Gegentheil die Säure durch Kalk und Kreide gemildert.

S. 24.

e.) des Sandes überhaupt.

Ein reiner und unvermischter Sand enthält für sich nichts, was den Wachsthum irgend eines Krautes befördern könnte. Er bleibt bei aller Cultur unaufgelöst und kan den Gewächsen, aus seinen Bestandtheilen weder Dehl noch Erde, weder Alkali noch Säure mittheilen, Er ist daher bei den Gewächsen die darauf gebauet werden das, was die Treibgläser bei den Gärtnern sind. So wenig diese eine Blume aus
der

der Zwiebel hervor bringen, wenn sie nicht mit Wasser angefüllt sind; sa wenig trägt der Sand eine Frucht, wenn ihm fremde Beimischung und so viele Feuchtigkeit fehlt als erforderlich ist das Saamenkorn mit allen nöthigen Bestandtheilen hinreichend zu versorgen. Je größer die Sandtheile oder je gröber der Sand ist; desto größer sind auch seine Zwischenräume und desto geschwinder fließt das Regenwasser durch sie hindurch. Dieses geschiehet bei dem feinem Sande langsamer als bei dem gröbern, weil bei jenem die Zwischenräume kleiner als bei diesem sind, und sich nach den Gesetzen des Anhängens die Feuchtigkeiten länger darin verweilen. Hieraus folgt, daß der Sand desto vortheilhafter zum Gewächsbau zu gebrauchen sey, je feiner er in seinen Theilen ist. Dieser Schluß ist richtig, aber die Umstände verändern die Sache.

(d des Flugandes.)

Je feiner der Sand ist, desto geschickter ist er, für sich betrachtet, dem Regen einen längern Aufenthalt in seinen Zwischenräumen zu gestatten, wodurch der Wachsthum befördert wird. Er hat aber dieses mit dem übrigen Sande gemein, daß seine Theile nicht zusammenhängen und daß sie, je feiner sie sind, desto leichter aus ihrer Lage gebracht werden können. Ein geringer Wind kan daher, bei trockenem Wetter, wo die Theilgen nicht durch Feuchtigkeiten zusammen gehalten werden, die ganze Oberfläche eines großen Striches solchen Landes durch einen einzigen Stoß verändern, hierdurch werden die Wurzeln der Gewächse entblößt, in der Folge ausgetrocknet, und also die Hoffnung des Landmannes zu einer guten Ernte vereitelt. Es ist darum kein Wunder, wenn die meisten solcher Länder unbearbeitet liegen geblie-

über, und andere darin zurückbleibende, werden durch die größere Hitze, die der Sand vorzüglich annimmt, bald ausgedörrt und in eine geringhaltige Erde verwandelt. Die anhaltendste Verbesserung kan dem Sandlande dadurch gegeben werden, daß es mit Thon, Leimen und Moorerde vermischt wird. Die feicrn Sandtheilgen bekommen hiedurch einen Zusammenhang, die Feuchtigkeit von Regen und Thau wird länger erhalten, die Hitze wird vermindert; und selbst die nahrhaften Theile der Luft werden stärker eingesogen.

§. 27.

(III. Vermischte Erden.)

Häufiger als die angeführten Erdarten finden sich solche, die schon von der Natur vermischt und tragbar sind. Ihre Fruchtbarkeit ist aber oft, unter einerlei Himmelsstriche und bei einerlei guten Bearbeitung, sehr verschieden, welches wol
von

von nichts anders, als entweder von einer Verschiedenheit der wesentlichen Theile oder von einer ungleichen Vermischung herrühren kan. Es ist dieses auch nicht einmal da zu bewundern, wo diese Mannigfaltigkeit in kleinen Distrikten Statt findet, da man, bei einer geringen Aufmerksamkeit, sowol in der Oberfläche, als nach der senkrechten Tiefe, viele Abwechselungen der Erdbarten wahrnimmt, die eine ungleiche Fruchtbarkeit hervorbringen müssen. Die Landwirthe haben die Felder nach ihrer Beschaffenheit die von Nutzen zu erkennen ist classificirt, und theilen solche in lockere, feste, spröde, milde und schmierige ein.

§. 28.

(Ob und wenn sie zu verändern.)

Wer die Natur der einfachen Erden kennt, kan die Ursachen leicht einsehen woher erwähnter Unterscheid in den zusammengesetzten entsethet, und wird auch die

© 2

Mit

Mittel bald entdecken wie eine und die andere derselben durch Beimischung zu verbessern ist. Man darf aber nicht von einer jeden Erde verlangen, daß sie jede Gewächse in größter Vollkommenheit hervor bringe.

So wie jedes Gewächs seinen Bestandtheilen nach von dem andern verschieden ist, so mannigfaltig ist auch die Nahrung die es aus der Erde ziehet, und obgleich alle Arten der Nahrungsmittel der Gewächse in der Erde, entweder ursprünglich vorhanden sind, oder durch Luft und Regen hineingebracht werden; so sind sie doch nicht gleichmäßig vertheilt. Daher dient die eine zur Erzielung eines Gewächses vorzüglich, wenn es in der andern gar nicht oder nur selten geräth. Die angeführten Arten des Feldlandes sind daher mehr, ihrer Natur gemäß, zu dem Baue der Gewächse zu gebrauchen die sie tragen können; als daß sie verändert werden sollten.

ten. Unter diesen Umständen hat die Policei dafür Sorge zu tragen, daß die Felder zu den vortheilhaftesten Gewächsen gebraucht, und nur dann verändert werden, wenn es an einem nothwendigen Bedürfnisse fehlen sollte, das durch eine neue Vermischung hervorgebracht werden könnte.

§. 29.

(Steinigter Boden.)

Von steinigter oder solcher Erde die mit Steinen vermischt ist, findet man vorzüglich zwei Gattungen. Bei der einen machen die Steine den größten Theil in der Vermischung aus, und bei der andern den kleinsten. In diesem letzten Falle kan der Boden entweder auf die gewöhnliche Art beackert werden, oder dieses findet, wegen der Vermischung der Steine, nicht Statt. Der erste Fall bedarf keiner weitem Verbesserung, es wäre denn diese, daß die

größern Steine, beim jedesmaligen Pflügen oder Graben, ausgelesen und auf Haufen gebracht würden, von da sie zu Pflastersteinen an Ort und Stelle geschafft werden können. Der zweite Fall ersetzt die Unkosten der Veränderung nicht leicht, und ist deswegen mit zu der ersten Gattung zu rechnen, und wie jene zu benutzen.

Zweites Kapitel.

Von der fernern Anlage der urbar gemachten Ländereien.

§. 39.

Es ist nicht gleichviel zu welcher Absicht ein urbar gemachtes Land gebraucht wird, sondern es muß so angelegt werden, daß der größte Nutzen davon entstehe. Ob dies nun gleich dem Deconomen der ein solches Land in Cultur nimmt, am nächsten angehet, so kan man sich doch, aus manchen Ursachen, nicht darauf ver-
laken

lassen, daß er die Anlage, nach obigen Voraussetzung machen werde. Daher ist sie von Seiten der Policei anzuordnen, die hierbei auf die Lage, und auf die innere Beschaffenheit der Erde zu sehen hat.

S. 31.

(Verschiedenheit der Wärme des Landes.)

Die meisten Felder sind nach einer der vier Weltgegenden abhängig, und daher der Sonnenwärme mehr oder weniger ausgesetzt, weswegen sie in warme kalte und mitlere eingetheilt werden. Die Beschaffenheit des Bodens vermehrt oder vermindert diese Eigenschaften, daher bei einerlei Lage mehrere Grade der Wärme und Kälte Statt finden können. So ist z. B. ein mittägiger Leimen- oder Thonacker nicht so heiß als ein steinigter und Sandacker, und eben so das mitternächtliche Thon und Leimland kälter, als sandiges und steinigtes.

Ein jedes der Lage und Erdart nach verschiedenes Land, trägt jedoch Gewächse, die seiner Natur angemessen sind, und auf ihm, wenn es auch für schlechter als ein anderes gehalten wird, dennoch besseres Gedeihen als auf dem Vermeintlich bessern haben.

S. 32.

(Hauptarten der Gewächse.)

Die Gewächse werden nach dem angenommenen Redegebrauch von den Deco-
nomen in Getraide Gras und Holz eingetheilt.

Jede derselben hat wieder ihre besondere Arten, und ist hier nur so viel zu bemerken, daß das sogenannte Getraide mehrere Wärme und weniger Feuchtigkeit als das Gras vertragen kan, und daß die Holzarten zum Theil gegen Hitze und Frost empfindlicher als das Gras und Getraide sind. Dieser Umstand bestimmt also schon die

die Anlage der Felder, Wiesen und Waldungen, wenn sie der Natur gemäß seyn soll.

§. 33.

(Wiesen.)

Niedrigungen, die von Natur mehrere Feuchtigkeiten als die höhern Plätze haben, nördliche Felder, auf die die Sonnenstralen weniger senkrecht als auf die südlichen wirken und stark beschattete Dörter, sind ihrer Lage nach besser zum Gras als zum Getraidebau zu gebrauchen, wofern sie, der natürlichen Beschaffenheit der Erde wegen, nicht dazu untauglich sind. So sind das Sandland die kreidehaften, kalkigten und steinigten Böden, wenn sie auch nach obiger Angabe verbessert sind, nie zu vollkommenen Wiesen zu gebrauchen, weil sie einer beinahe jährlichen fremden Beimischung bedürfen, die

E 5

bei

bei dem Grasbau nicht anzubringen ist. Hergegen geben die hinlänglich gemischten Thon- und Leimerden den besten Wiesengrund, weil sie die Fruchtbarkeit länger als die übrigen erhalten.

Ob aber schon die niedrigen und feuchten Plätze zu den Wiesen bestimmt werden müssen; so ist doch obige Vorarbeit noch nicht hinreichend, sondern ihre Fläche muß völlig eben, und wo möglich horizontal gemacht werden, damit die Arbeit auf denselben erleichtert, die Vertiefungen vermieden, und der Regen auf der ganzen Fläche gleichförmig erhalten werde. Dieses kan durch das Umgraben geschehen und wird um desto besser und mit weniger Mühe bewirkt, wenn man bei größern Abweichungen Abschnitte macht oder aufwirft. Vorzüglich aber ist dahin zu sehen, daß sie nach Süden zu nicht abhängig werden, weil in diesem Falle das junge Gras
im

im Frühjahr von der Sonne ausgefogen,
und die Grasernte verringert wird.

S. 35.

(Getraideland.)

Das gewöhnliche Getraide kan die Ueberschwemmungen so wenig als den anhaltend nassen Boden vertragen, ob es gleich bei feuchten Jahren besser als bei trocken zu gerathen pflegt. Daher sind Sinken oder Vertiefungen, darin sich das Wasser eine lange Zeit verweilt, nach einer anhaltenden Nässe, gemeiniglich von Getraide entblößt, und man verliert wenigstens oft den Saamen, wenn man auf dem Lande, das den Ueberschwemmungen ausgesetzt ist, Getraide bauen will. Außer diesen Hindernissen finden sich aber in den erwähnten Ländereien wenige, die den Anbau desselben verhindern, so fern das Land nur gehörig bearbeitet wird,
wel-

welches bei einigen im 28ten sp̄hen angeführten Fällen nicht Statt finden kan.

Es sey daher der Acker sandig, leimig, thonhaltig, kalkartig, steinigt oder freidehaft; so ist er gegen alle Himmelsfriche zum Getraidebau geschickt.

S. 35.

(Gartenland.)

Zwischen Gras und Getraide setzt man die Garten Gewächse oder ausgezeichnete und vorzüglich nußbare Sorten von Kräutern, Wurzeln und Hülsenfrüchten. Da diese größtentheils zur Nahrung für Menschen bestimmt werden; so bemühet man sich auch sie in der Größten Vollkommenheit anzubauen.

Vernunft und Erfahrung lehren, daß die Früchte desto vollkommner werden, je bessere und ihrer Natur angemessnere Cultur

tur sie erhalten. Man bereitet deswegen gewisse Felder mit vorzüglichem Fleiße zu ihrem Anbau, und diese zubereitete Erde wird Gartenland genennet, es mag solches frei oder in Verzäunungen liegen. Bei demselben sind zwei Dinge schätzbar, erstlich, daß sie von den Wohnungen nicht entfernt seyen und zweitens, von Natur den tragbarsten und mildesten Boden haben. Selten finden beide Erfordernisse zugleich Statt, daher ist man zufrieden, wenn sich nur das eine findet.

§. 36.

(Wodurch es zu erhalten stehet.)

Ist die Erde nahe bei den Wohnungen noch so schlecht; so kan sie doch durch fleißiges Auflockern und Vermischen bald vollkommnes Gartenland werden. Ein merkwürdiges Beispiel davon geben die Gärten in Berlin, deren Boden der sterileste Sand ist. Fleiß und gute Bearbeitung haben

haben ihn aber dahin gebracht, daß er dem vollkommensten Lande nichts nachgiebt. Diese Verbesserung ist durch den Gassenkoth, die Abfälle im Haushalt und durch gewöhnlichen Dünger bewirkt worden, und auf ähnliche Art kan das schlechteste aber zum Gartenbau am nächsten und bequemsten liegende Land, nach und nach in das vollkommenste verwandelt werden. Weil solche Gärten anfänglich gleichsam nur als ungeachtete Plätze angesehen werden können, in die man allen Unrath aus den Häusern, Ställen und Höfen, jedoch auf einen Haufen wirft, aufdem er sich alsdann von selbst in die beste Erde verwandelt, besonders, wenn er zu Zeiten umgearbeitet wird.

Mehrere Schwierigkeit hat es, wenn das Gartenland in einer weiten Entfernung vom Wohnhause auf einem unfruchtbaren Boden angelegt werden sollte. Dies
ses

ses ist allemal aus oekonomischen Gründen zu wiederrathen: wenn andere fruchtbare Ländereien in eben derselben, oder in einer wenig weitem Entfernung zu finden sind.

Ist das Land von Natur locker und fruchtbar; so ist es zum Gartengewächse das vorzüglichste und zugleich für den Besitzer das einträglichste, wenn es dazu angewendet wird. Das zunächst um Erfurth herum liegende Feldland, das schon seit undenklichen Jahren zu dieser Absicht gebraucht worden ist, bestätigt Leides.

S. 37.

(Fortsetzung.)

Ein schlechter Wirth kan aus dem besten Lande ein schlechtes machen, so wie ein kluger und fleißiger das schlechte in ein gutes verwandelt. Daher ist es nicht unmöglich, daß der schlechteste Boden eines großen Distriktes in den besten umzuschaffen

fen sey. Feld und Gartenland, das seit vielen Jahren in den Händen guter Wirthe gewesen ist, zeichnet sich merklich vor dem aus, das auch nur einige Jahre nicht die gehörige Cultur gehabt hat, woraus folgt, daß eine anhaltende gute Cultur das für sich tragbare Land der Vollkommenheit immer mehr und mehr nähert und sie endlich erreiche. Es ist aber nicht zu verlangen, daß dieses auf großen Flächen mit einemmale bewirkt werde, sondern es ist hinreichend, wenn jeder Eigenthümer jährlich nur einem Theile eine vorzügliche Verbesserung giebt.

Ich habe Gütherbesitzer in Pommern gekannt, die jedem ihrer Köthsassen ein Stück schlechtes Land auf einige Zeit unentgeltlich zu benutzen gaben. Die Begierde vorzügliche Vortheile davon zu ziehen, vermogte diese Leute alles zu thun, was sie zur Fruchtbarkeit dieses Landes thun konnten. Nach abgelaufenen Terminen mußten

mußten sie es wieder abgeben, und bekamen ein anderes, vielleicht größeres, von eben der Qualität, als das vorige gewesen war, das sie abermals, nach den gesetzten Jahren wieder verlohren. Auf diese Art wurden die Güther stückweise verbessert und können es ganz werden, wenn nach dem angenommenen Grundsatz fortgefahren wird.

Auf ähnliche Art verbessern die Eigenthümer in Sachsen ihre Ländereien, wenn sie jährlich einige Stücke davon an andere überlassen, die sie zubereiten und Flachs, Rüben, Wurzeln, oder Kohl darauf bauen, davon sie zur Erntezeit dem Eigenthümer die Hälfte abgeben.

§. 38.

(das Clima.)

Die innere Güte des Bodens ist es aber nicht allein, welche die Gewächse zur größten Vollkommenheit bringen kan,

D

son

sondern das Clima, das ist die Einwirkungen der Sonne, der Luft und der verschiedentlich beschaffene Regen, tragen ebenmäßig dazu bei. Könnten wir schon der Erde die Bestandtheile geben die sie haben müste ein uns gefälliges Gewächs hervor zu bringen; so stehet doch die Veränderung des Clima nicht in unserer Macht. Wir können zwar den Mangel der Sonnenwärme im Kleinen ersetzen, wie die Treibhäuser und Mistbeten lehren, große Felder aber sind auf diese Art nicht zu erwärmen, und wenn dies auch wäre; so bleibt es doch noch zweifelhaft, ob nicht selbst das Licht der Sonne, in so fern sie die Gewächse eine längere oder kürzere Zeit bescheinet, Antheil an ihrer innern Güte nehme. Eben so wenig können Luft und Regen durch alle menschliche Künste so verändert werden, daß sie den Gewächsen die nemlichen Nahrungstheile zubrachten, die sie ihnen in andern Gegenden mitzutheilen im

im Stande sind. Wir müssen uns daher damit begnügen, nur Gewächse zu vervollkommen, die unserm Clima angemessen, und als solche durch wiederholte Versuche erprobt sind. Dies ist auch die Hauptsache, warum ausländische Gewächse so leicht ausarten, wenn sie gleich aus guten Saamen erzeugt sind und sich durch einige Generationen ausgezeichnet haben. Die Zwiebeln die in Spanien und in den Ländern, die die Seelust genießen; eine vorzügliche Größe haben, arten in Deutschland, wo eine solche Lust fehlt, gar bald in die gewöhnlichen Sorten aus. Dieses ist auch der Fall bei den beliebten Tulpen und Spazintzen Zwiebeln. Alle können zwar, durch die Güte der Erde, zu gewisser Vollkommenheit, aber nicht zu der gebracht werden, welche die ihnen angemessene Seelust hervorbringt.

Die Gewächse die unser Elima vertragen, dürfen also nicht nach denen beurtheilt werden, die in andern Gegenden wachsen, sondern nach solchen, die in unserm Elima, bei einerlei Lage, die vollkommensten sind. Nur bis auf eine solche Fruchtbarkeit müssen wir bei Verbesserung der Erde, unser Augenmerk zuerst richten, weil wir nicht mit Gewisheit bestimmen können, wie vielen Antheil das Elima an einer größern hat. Ob wir aber unsern Zweck erreicht haben, läßt sich schon, ehe die Früchte zur Reife gekommen sind, ziemlich genau beurtheilen. Die lebhafteste Farbe welche das Getraide im Frühjahr, nach dem ersten Triebe zeigt, das Hervorsprossen dicker Fruchthalmen, frischer Wuchs der Gräserreien, lebhafteste Farben der Blumen, gerade wachsende Büsche Stauden und Bäume, geben immer

mer einen guten Boden zu erkennen, da das Gegentheil einen solchen anzeigt, der noch Verbesserung bedarf.

S. 40.

(Holz.)

Die Anpflanzung des Holzes überhaupt, bedarf in jezigen Zeiten, da seine Consumtion aus manchen Ursachen weit größer als vormals geworden ist, von der Policei vorzüglich beherzigt zu werden. Brenn und Bauholz nehmen täglich ab, und die Wälder, die vormals Anlaß gaben Deutschland als rauh und uncultivirt zu schildern, sind theils in untragbare Viehweiden, theils in Feldland verwandelt, und ein großer Theil liegt, ohne daß er zu dem einen oder dem andern genutzt wird.

Es war vor länger als einem Jahrhundert schon voraus zu sehen, daß einmal ein Mangel darin entstehen müsse, weil für seinen Anbau keine Sorge ge-

tragen wurde. Da aber die Gefahr eines gänzlichen Mangels noch immer weit entfernt war; so dachte auch Niemand, der Fürsorge ungeachtet, die man damals mehr als nachher für die Nachkommen trug, daran, dieser Gefahr zuvor zu kommen. Sie wurde aber immer sichtbarer je näher sie kam, und veranlaßte in diesem Jahrhundert zuerst Verfügungen zur Conservation des Holzes. Da diese nicht hinreichend schienen, wurde erst zu neuen Anpflanzungen geschritten. Diese Vorsicht kan unsern Nachkommen nach hundert Jahren nützlich werden, in der Zwischenzeit aber kan die Nothwendigkeit eintreten, denselben den ihnen bestimmten Nutzen zu entziehen, wenn nicht besondere Vorkehrungen gemacht werden, davon hier zu handeln der Ort noch nicht ist.

S. 41.

(Wildes und Zahmes.)

Wir können hier einstweilen mit der Eintheilung des Holzes in wildes und zahmes zufrieden seyn, weil wir nur von der Bepflanzung der urbargemachten Plätze, aber noch nicht von der Vollkommenheit der Holzungen. zu handeln haben.

Unter dem zahmen Holze versteht man Bäume und Sträucher, die dem Menschen angenehme Früchte zur Nahrung geben, die dieses nicht thun, sind wild.

Aus den Bepflanzungen mit erstern entstehen die Baumgärten, und die zweiten geben Waldungen, Alleen, Hecken u. s. w. Beides mit einander vermischt, trifft man in Lustgärten und Lustwäldern an.

(Holzungen.)

Ländereien die von den Wohnungen weit entfernt sind, steile Anhöhen, steinigter und feuchter Boden, der zu Ackerland nicht zu nutzen ist und alle übrige Arten des tragbaren Erdreichs schicken sich zu Bepflanz- oder Besamungen mit verschiedenen Holzarten. Bald ist die nördliche und bald die westliche Lage einem oder dem andern vorzüglich angenehm. Der Natur der Holzarten gemäß besäet, oder bepflanzte man den magersten oder schlechtesten aber da bei trockenen Boden, wenn er mitternächtlich ist, mit Nadelholz, ist aber der Boden nach eben der Lage locker und etwas feucht; so dient er zum Anbau des Ahorns. Der thonigte ist für die Buchen, fetter und steinigter, besonders auf der mittägigen Seite, ist den Eichen der angenehmste. Feuchter Grund ist mit Pappeln, Erlen,
Weis

Weiden, Eschen und Birken zu bepflanzen. Auf dem steinigten Boden wachsen die Ulmen, der Ahorn, wenn der Boden zu gleich etwas feucht ist, die Steinbüche, auch sogar die Eichen wenn sie daselbst aus dem Saamen gezogen werden.

§. 43.

(Anbau.)

Alle Holzarten lassen sich durch den Saamen fortpflanzen, und bei vielen kan es zugleich durch Ausschößlinge oder Stecher und durch Ableger geschehen. In diesem Falle gewinnt man an der Zeit, die ein Baum zu seinem Wachsthum gebraucht, verliert aber oft an dem geraden Wuchse der Stämme. Verföhrt man nach beiden Arten; so erreicht man zugleich beide Absichten.

Die saftigsten Hölzer lassen sich durch Stecher oder abgesechnittene Zweige oder Löhden am leichtesten fortpflanzen, dahin

D 5

ge=

gehören die Weidenarten die Pappeln, die Aspen, die Erlen u. s. w. Weniger saftige vertragen eine solche Fortpflanzung nicht so gern, und die trockensten, wohin alle Arten des Nadelholzes gehören, gar nicht.

§. 44.

(Fortsetzung.)

Die jungen Pflanzen verschiedener Bäume, sind theils gegen die rauhen Nordwinde, theils gegen die Sonnenstrahlen sehr empfindlich, ob sie gleich bei größtem Wachsthum beides vertragen können. Es kömmt uns daher das Mittel, manche Arten durch Stecher fortzupflanzen hierbei sehr zu Statten, inden man dem auflaufenden Saamen den erforderlichen Schutz verschaffen kan. Zum Beispiele will ich hier die Besaamung eines Eichelnkamps angeben.

(Anla:

(Anlage eines Eichelkamps)

Es werden wenige Landleute seyn, die nicht entweder selbst Eichelkämpfe angelegt haben, oder von der Anlage derselben Augenzeugen gewesen sind. Dem ungeachtet glaube ich, daß weder der eine noch der andere auf das geachtet habe, worauf er hätte achten sollen, und daß die wenigsten so gerathen sind, als sie hätten gerathen können, wenn man sich mehrere Mühe gegeben hätte der Natur gemäß zu handeln. Gegenwärtiges Beispiel sey daher zugleich einer näheren Anleitung zur Anlage einer solchen Bepflanzung gewidmet.

Man muß sich gedenken daß der Platz, der zu einem Eichelkamp gewählt wird, zu einer fortdauernden Holzung bestimmt werde, weil weder alle darauf wachsende Eichen oder Heister verpflanzt, noch auch jung abgehauen werden dürfen, wenn man den
gan-

ganzen Nutzen davon haben will. Um aber den besten und vollkommensten Wuchs zu befördern, muß der Boden so fruchtbar als möglich seyn und gemacht werden. Da die Eichen einen lockern, das ist einen leimigten mit Sande vermischten und nicht zu feuchten Boden verlangen; so muß dieser wenigstens vier Fuß tief rajolt, stark gedüngt und einige Jahre nach einander mit Rocken und Haber bestellt werden, damit durch die öftere Bearbeitung sowohl das Lockerwerden befördert, als die Fettigkeit gleichförmiger vertheilt werde. Im dritten oder 4ten Jahre wird das Land abermals so bearbeitet, als ob es wieder mit Rocken oder Gersten besät werden sollte. Nachdem es tief gepflügt, und mit einer eisernen Egge eben so tief klar geeegget ist; ziehet man Furchen mit dem Pfluge, oder noch besser mit einer Hacke, ein oder $1\frac{1}{2}$ Fuß weit von einander zwei Zoll tief. In diese drückt man die Eicheln in ebenmäßigen Ent-

Entfernungen dergestalt in die Erde, daß das spitzige Ende der Eichel oberwärts und das breite, woraus die Wurzel keimt, unterwärts zu stehen komme. So verfährt man mit vier bis 5 gezogenen Furchen, die man nach gelegtem Saamen mit leichten Hölzernen Eggen zuegget, oder noch besser zuharckt. Die fünfte oder 6te Furche bleibt leer, weil man im Frühjahre Stecher von Pappeln, Eschen, Ellern u. s. w. am besten aber von italiänischen Pappeln darein pflanzt, welche früher ausschlagen als der Eichelkeim aus der Erde kömmt, und alsdann schon schützen, wenn die Sonne brennend wird. Diese Stecher oder Ableger pflanzt man vier Fuß auseinander, sie können aber in dieser Entfernung nur drei, bis 4 Jahre stehen bleiben, weil sie alsdenn zu dicht werden und die jungen Heister verdumpfen, auch zu starke Wurzeln bekommen. Man hebt sie daher eine um die andere aus und verpflanzt sie weiter.

(An-

(Anmerkung.)

Zur Besaamung der Eicheln Kämpfe ist die Zeit von der Mitte des Februars bis ans Ende des Merzes dem October vorzuziehen, auch muß der Saame, des Mausfraßes und anderer zu besorgender Nachtheile wegen, dichter, als angezeigt ist, gelegt werden.

§. 45.

(Fortsetzung.)

Zu der Verpflanzung der aus Schößlingen und Stechern gezogenen jungen Bäume wird abermals ein Kamp oder Stück Landes auf vorbeschriebene Art zubereitet, man macht hierauf Reihen in der Breite von 6 Fuß und bepflanzet sie mit erwähnten jungen Bäumen so, daß sie 12 Fuß von einander zu stehen kommen. Nach einem Jahre pflanzt man die jungen Heister, die nunmehr 4jährig sind, zwischen
jeve

jene, so bekommen die Bäume durchgehends einen Abstand von 6 Fuß von einander. Hierdurch erhalten die Heister Schutz und die Pappeln, Ellern, Eschen u. s. w. können alle 3 bis 4 Jahre gekappt, oder vielmehr ihrer untersten Zweige beraubt werden, welches um desto nützlicher ist, weil sie sonst zu sehr verdumpfen und überdem einen Tropfenfall verursachen, der den jungen Heistern schädlich ist. Die abgehauenen Zweige werden mit den Blättern getrocknet und den Schafen zur Fütterung vorgelegt. Wenn sie abgefressen sind, wird das Holz in Wellen oder Wasen gebunden und verbrennt. Dieses kan in den Backöfen, unter den Braupfannen und Waschesseln, auch, auf dem Lande, in den Stubenöfen und sogar auf dem Küchen-Heerde geschehen, wodurch eine nicht unbeträchtliche Menge Holz von langsameri Wuchs erspart wird.

Nach

Nach funfzehen bis 20 Jahren find diese Bäume schlagbar und dienen zum Theil zu Sparren auf kleinen Häusern und Ställen und anderntheils zu Brennholze.

In eben dieser Zeit find die Heister noch nicht so stark gewachsen, daß sie sich einander im Wachsthum hinderten, daher können abermals ähnliche Bäume oder Stauden darzwischen gepflanzt werden.

S. 46.

(Obst oder zahme Bäume.)

Das Obst ist von der ersten Jugend der Welt an ein Nahrungsmittel, und vielleicht das angenehmste und schmackhafteste für die Menschen gewesen. Es mag roh oder getrocknet, gekocht oder eingemacht, in natürlicher Substanz oder in Saft verwandelt, genossen werden; so bleibt es nicht allein unschädlich, sondern füllt auch einen beträchtlichen Raum in der Menge der Nahrung

rungsbedürfnisse aus. Der ausgepreßte Saft verschiedener Sorten wird durch die Gährung in Wein verwandelt, der dem aus den Trauben an der Seite stehet, und geringere Obstarten sind zu Eßig und Brandwein zu gebrauchen. Auch das Vieh sättigt sich gern mit dem Abfalle des Obstes, das ihm von den Tafeln, aus den Küchen, Brau und Brennerereien zufällt.

Die Nusarten, die ihres Wohlgeschmacks wegen genossen werden, geben zugleich ein Dehl, das die feinsten Dehle entbehrlich macht und ihnen in vielen Stücken vorzuziehen ist.

Diese Eigenschaften allein sind schon hinreichend den Anbau des Obstes zu empfehlen, das uns jetzt um desto schätzbarer seyn muß, nachdem es durch die Aerzte von den Beschuldigungen freigesprochen ist,

E nach

nach welchen es einen schädlichen Einfluß auf die Gesundheit haben sollte. Vielmehr ist es so gar für die dienlichste Speise der Kranken anerkannt, davon auch die Erfahrung schon satzsame Beweise geliefert hat.

So nützlich sich die zahmen Bäume durch ihre Früchte beweisen; so angenehm sind ihre Hölzer den Künstlern und Handwerkern. Wer erkennt wol an denselben die Schönheit in der Mischung der Farben, die Festigkeit in ihrem Zusammenhange und die Mannigfaltigkeit in der künstlichen Verwebung ihrer Fasern? Gewiß ist es, daß die wilden Hölzer diese Eigenschaft nicht besitzen, und auch die nicht, die aus andern Welttheilen eingebracht werden. Diese sind einfärbig, ohne Schattirung, von starken Fasern, und ob sie schon vorzügliche Festigkeit haben; so mangelt ihnen doch die Geschmeidigkeit die bei

den

den meisten zahmen Hölzern Statt findet. Die Mode allein macht ihre Einfuhre nothwendig, diese ist aber der Veränderung so sehr, als der Geschmack der Menschen unterworfen. Tritt eine solche wirklich ein, so greift man wieder zu dem bessern Einländischen. Der Mangel an diesem Material macht dann die Zuflucht zu dem ausländischen erst nothwendig.

Beide Vorthteile, die wir aus den Früchten und aus dem Holze der zahmen Bäume ziehen können, rechtfertigen die Anlage der Obstgärten, das ist, solcher Ländereien, die in der Absicht mit zahmen Bäumen bepflanzt sind, daß so wohl ihre Früchte als ihr Holz drauf gebauet und geerntet werden soll.

S. 47.

(Anlage derselben.)

Die zahmen oder Obstbäume sind nicht alle mit einerlei Boden zufrieden-

E 2

ob

ob sie gleich nicht immer den vollkommensten verlangen. Daher wäre es am zuträglichsten, wenn der Boden zur Richtschnur der Verpflanzung genommen würde. Man findet noch hin und wieder, besonders in Norderdeutschland einzelne Obstbäume die auf freyem Felde stehen, die theils mit Fleiß als Grenzbezeichnungen dahin gepflanzt, oder da gelassen sind, wenn man Gärten und Weinberge in denen sie standen, hat eingehen lassen. Ihr Wuchs und ihre Fruchtbarkeit beweist, daß der Boden in dem sie stehen, ihrer Natur angemessen sey, oder wenigstens, daß sie sich zur Natur des Bodens gewöhnt haben. Letzteres ist mißlich und langweilig, folglich ist es am zuträglichsten die Bäume auf einen solchen Boden zu verpflanzen, der ihnen der angenehmste ist.

Ob dieses in umzäunten Gärten geschehen müsse; oder ob jeder andere Ort,

es mag Feld, Landstraße oder Waldung seyn, dazu gewählt werde, ist für sich betrachtet gleichgültig. Verschiedene Ursachen aber, und vorzüglich das ungestörte Eigenthum, machen an den mehrsten Orten die Einzäunung der Obstgärten nothwendig, ob sie gleich die Anpflanzung der Bäume auf unbefriedigten Grunde nicht verbieten.

Es kömmt aber bei der Anlage der Obstgärten die Frage in Erwägung, ob ein Platz, der dazu bestimmt ist, mit allen Arten der zahmen Bäume zu bepflanzen sey? Die Antwort ist aus der Natur der Sache zu nehmen.

Die Obstsorten werden bekanntlich in Kern- und Steinobst abgetheilt. Zu dem Kernobst gehören vorzüglich Aepfel, Birnen, Quitten, und zum Steinobst, Pflaumen und Kirschen, jede Art mit ihren Abtheilungen.

Man kan nicht sagen, daß alles Kernobst einerlei Boden liebe, und eben dies findet bei dem Steinobst Statt. Der Apfel ist mit dem schlechtesten Boden zufrieden, die Birn verlangt ihn schon fetter und feuchter, die Quitten wollen locker und feucht stehen. Die Pflaumen erfordern einen guten leimigten und feuchten Boden, und überdies ein gemäßigtes Klima. Kirschen wachsen am besten in einem lockern mäßig feuchten Lande, sind aber auch in schlechtern aufzubringen, nur richten sich ihr Wuchs und ihre Tragbarkeit immer nach dem ihnen mehr oder weniger gemäßen Erdreiche.

Gärten in dem Raume der zu einem Obstgarten bestimmt ist, alle diese Abwechselungen des Grundes Statt; so ist kein Zweifel, daß sie nicht alle darin anzupflanzen wären; ist aber dieses nicht; so ist nichts natürlicher und zugleich vortheilhafter, als daß sich jeder Grundeigenthümer mit

mit den Sorten begnüge die seinem Boden
die angemessensten sind.

§. 48.

(Zierraths Bäume.)

Die Obstbäume sind nicht die einzigen
die in die Gärten gepflanzt werden, son-
dern man bedient sich, vorzüglich in den
Lustgärten, der wilden Bäume häufiger
als der zahmen. Jene sind dem Auge
angenehmer, weil ihr Wuchs, die Farbe
ihrer Blätter und zum Theil ihrer Blüten
und Früchte; theils von Natur mehrere An-
muth haben, theils eine solche Formung
durch die Kunst annehmen, die ihren Reiz
erhebt, auch ist ihr Schatten dichter und
schützt daher besser gegen die brennenden
Sonnenstrahlen. Bäume die diese Ei-
genschaften vorzüglich haben, nennt man
daher Zierrathsbäume, und rechnet dahin
in so fern sie zu Alleen in und außer den

Lustgärten die angenehmsten sind: die Linde, die Castanie und den Platanus. Die sich zu hohen Hecken am besten ziehen lassen sind die Hainbuche und die Linde. Zu den niedrigen oder den Brusthecken dienen verschiedene Arten von Sträuchen, als die Corinthen, die Judenkirschen, der Buchsbaum und der Weißdorn. In die Wildnisse oder Buskets schicken sich vorzüglich die schönsten Bäume und Stauden, als die Edeltanne, der Lerchenbaum, die Eeder, die Haselstaude, der Cornus oder Hartriegel, die Silber und italiänische Pappel, die Quitschern oder der Vogelbeerbaum, die Schneeballen Staude, der Tulpenbaum, der Erbsenbaum, die Berberisbeeren, der Sumach, die wilden Rosen und andere mehr.

Alle diese Bäume und Büsche müssen schon vorrätzig seyn, wenn ein Lustgarten angelegt werden soll; und daher sind sie, sowol als die Obstbäume, vorher in besondern

bern

dern Baumschulen anzuziehen. Aber nicht allein der Obst, und Lustgärten wegen sind solche Baumschulen nöthig, sondern auch da unentbehrlich, wo Wege und Landstraßen damit bepflanzt, und Maulbeers und andere Plantagen angelegt werden sollen.

Zu allen diesen Pflanzschulen finden sich auf den im Ersten Kapitel zur Urbarmachung empfohlenen Plätzen hinlängliche Gelegenheiten.

Drittes Kapitel.

Von dem Kosten Aufwande und dem zu erwartenden Nutzen.

§. 49.

(Allgemeine Betrachtung.)

Wenn ein PrivatEigenthümer die Absicht hat ein oder das andere Stück seines Eigenthums urbar zu machen, oder merk-

E s lich

lich zu verbessern; so muß er nothwendig überlegen: Ob er den dazu erforderlichen Aufwand bestreiten könne? Ob er das aufzuwendende Capital nebst den Zinsen aus dem Ertrage wieder erhalten werde, und ob nicht Umstände vorhanden seyn können, die ihm oder seinen Nachkommen das Capital nebst den Zinsen schmälern.

Ist er von allen Seiten gesichert, so ist kein Zweifel, daß er sein Capital nicht auf diese Art anlegen werde, weil er es dadurch am sichersten unterbringt, ohne einen Verlust zu besorgen, der von andern Ursachen als von den zufälligen Schicksalen abhängt. Mit dem Nutzen, den er davon ziehet, ist zugleich der Nutzen des Staats verbunden, indem die Producten die er erzielt, einen Zuwachs seines und des Staatsvermögens bewirken. Findet ein solcher im Gegentheile, daß sein Capital,
das

Das er zu erwähneter Absicht aufwenden müßte, nicht hinreiche, daß es die gewöhnlichen Zinsen nicht abwerse, daß er oder seine Erben durch Ansprüche und Prozesse in Weitläufigkeit gerathen und Zinsen und Capital verlihren könnten; so unterläßt er es gewiß, und sucht sein Geld auf sicherere Art zu benutzen. Hierdurch gewinnt zwar er, aber der Staat verliert so viel an den Producten, als er durch seinen Aufwand herbei gebracht haben würde.

Eine ähnliche Bewandniß hat es mit den oben vorgeschlagenen Verbesserungen und Anlagen, die auf Verfügung der Policei, und auf Kosten des Staats, in dessen Eigenthume gemacht werden. Der Erdboden, so weit er dem Staate zugehört, ist das Capital, und die Producten die daraus gewonnen werden sind die Zinsen, von denen der ganze Staat, das ist das Land mit sei-

nen

nen Einwohnern erhalten wird. Je mehrere Zinsen also der Staat erhält, und je zweckmäßiger sie vertheilt werden, desto größer ist sein Vermögen und daher sein Wohlstand. Die Policei, die für den Wohlstand des Ganzen Sorge trägt, hat ihrer Natur nach die Befugniß alle Hindernisse zu entkräften, die der größern Ausbeute der Erde entgegen stehen, und daher den, der sein Eigenthum einträglich zu machen bemühet ist, von allen Seiten zu unterstützen, so wie den, der dieses verabsäumt, dazu anzuhalten. Hierzu kommt ihr Recht, die Plätze die zu keinem Privat Eigenthume gehören, zum allgemeinen Besten nutzbar zu machen, und die, welche besser genutzt werden können, verbessern zu lassen. Eingerißene Mißbräuche und Gewohnheiten können sie hieran nicht hindern, vielmehr giebt ihre Entdeckung derselben, Gelegenheit, selbige darum aufzuheben, weil sie

ſie der allgemeinen Wohlfarth zuwider
laufen.

Die Koſten, die auf ſolche Anlagen
und Verbesserungen zu verwenden ſind,
ſind freilich eben ſo gut in Anſchlag zu bring-
en und mit der Ausbeute zu vergleichen,
als wenn es ein Privateigenthum angienge,
weil es möglich wäre, daß ſie unnütz oder
ſo verwendet werden könnten, daß niemals
ein merklicher Vortheil davon zu erhalten
ſtünde. Die Beſtimmung dieſer Nutzung
ſchränkt ſich aber nicht, wie bei dem Pri-
vat Eigenthume, allemal auf wenige Jahre
oder auf ein Menschenalter ein, ſondern ſie
kömmt oft erſt den Nachkommen nach hun-
dert und mehreren Jahren zu Gute. So
ſehr ein guter Vater Bedacht darauf nimmt,
daß er ſeine Nachkommen in glücklichen
Vermögens Umſtänden hinterlaſe, ſo ge-
neigt iſt auch eine weiſe Policei den ihr an-
ver-

vertrauten Staat nicht allein für die Zeitgenossen, sondern auch für ihre Nachkommen ergiebig zu machen, und ordnet daher solche Veranstellungen an, die beiden Absichten entsprechen.

Wer hiervon Beispiele zu haben wünscht, der wird sie in Churhannöverschen Landen, an den weitläufigen Eichen und andern Holzanzpflanzungen, an den angelegten Chausseen oder Heerstraßen, an Brücken, und andern Gebäuden, die, nebst der Bereicherung des Landes mit guten Obst Sorten, den Nachkommen so sehr als den Zeitgenossen nützlich sind, in reichem Maasse finden. Solche Verwendungen des Uberschusses der Staats-Einkünfte bringen Segen auf die Nachkommen, und verbessern die etwanige Sorglosigkeit einzelner PrivatEigenthümer.

S. 50.

(Auf wessen Kosten obige Verbesserungen zu machen sind.)

Ist der Nutzen, der durch die Urbarmachung zu erhalten stehet, hinreichend dargethan; so ist kein Zweifel, daß nicht die Policie und jeder Patriot denselben wünschen sollte. Es kömmt aber darauf an, auf wessen Kosten diese Arbeit zu unternehmen sey? Die Staatseinkünfte sind nicht immer und allenthalben so ergiebig; das ein Theil davon hierzu angewendet werden könnte, und besondere Beiträge von den Untertanen zu diesem Behuf zu fordern, würde nichts anders als Unzufriedenheit in den Gemüthern hervorsbringen. Es läßt sich aber eine Auskunft finden, wodurch beides vermieden wird. Ich übergehe sie hier, weil sie eine der folgenden Abhandlungen darthun soll, und nehme hier die erforderlichen Kosten als baaren Vorrath an.

S. 51.

(Wie die Kosten zu bestimmen.)

Nachdem die urbar zu machenden Plätze eine größere oder kleinere Ausdehnung haben, nachdem die Unebenheiten größer oder kleiner sind, und der Boden fest oder locker ist; nachdem sind die Arbeiten leichter oder schwerer, und die Kosten größer oder geringer. Es läßt sich also, weil das Lokal dieses alles bestimmen muß, hier keine andere als eine allgemeine Berechnung von dergleichen Arbeiten, Kosten und Ertrage machen.

Ich will in dieser Absicht einige der obigen Fälle, wobei die vorzunehmenden Arbeiten bereits angeführt sind, hier nach der Länge der Arbeit, und der Größe der darauf zu verwendenden Kosten, zum Beispiel anführen.

1.)

1.) Soll der Abhang eines Berges oder eines Theils desselben so flach werden, daß er mit der Horizontlinie einen Winkel von 116 Grad mache (S. 4.) so sind zweien Fälle zu unterscheiden, nemlich, a) daß der Abhang völlig senkrecht herunter gehe, oder b) daß bereits eine Schiefe vorhanden sey, die aber zu der Absicht nicht hinreiche und daher vermehrt werden müsse. Um eine richtige Rechnung zu machen nehme ich den ersten Fall an, nach welchem sich der zweite leicht bestimmen läßt; und setze voraus, daß der Arbeit weder Wege noch Flüsse noch Wiesen und Aecker entgegen stehen.

Es sey nach dieser Voraussetzung eine senkrechte Höhe von 60 auf eine Länge von 100 Fuß in eine Schiefe zu verwandeln; oder mit einer Böschung zu versehen, die mit der Horizontal-Linie einen Winkel von 116 Grad mache.

§

Man

Man ziehe daher in der Entfernung von 15 Fuß, vom Berge an gerechnet, einen Graben 100 Fuß lang mit der Seite des Berges, die die Böschung erhalten soll, parallel, auf dem Berge ziehe man in gleicher Entfernung vom Abhange eine Linie, doch ohne Graben. Von dieser ab, steche man die Erde dergestalt aus, daß eine Abdachung entstehe, die sich gegen den Rand des Berges bis auf 30 Fuß neige. Auf diese Art wird die herunter geworfene Erde eine Böschung zuwege bringen, die an die obere Abdachung anschließt, und also eine Böschung dieser Seite des Berges werden.

§. 52

(Bestimmung der Arbeit.)

Der aufzuwerfende Graben dient fürs Erste der Erde, die vom Berge herunter geworfen wird, zur Grenze, und bedarf also

also nicht mehr als zween Fuß in der Breite und eben so viel in der Tiefe, um dem Aufwurf, der gegen den Berg zu gemacht werden muß, eine höhe von einigen Fußsen zu geben. Der ganze Inhalt desselben beträgt also auf 100 Fuß Länge nicht mehr als 400 Cubikfuß, und kan von einem Menschen mit Bequemlichkeit in zween Tagen gemacht werden. Der cubische Inhalt der vom Berge abzustechenden Erde beträgt aber 22500 Cubikfuß.

Nach der Angabe im 4ten §. könnte also ein Mann diese Arbeit in $104\frac{1}{2}$ Tagen verrichten, oder 10 Menschen könnten in 11 Tagen damit zu Stande kommen. Ein jeder Gräber beschäftigt noch einen Schaufler, der die Erde von dem Entferntesten Drie weiter werfen muß. Daher sind 20 Menschen zu dieser Arbeit anzustellen, die sich einander im Graben und Schaufeln ablösen können. Erhält

ein Mann täglich 8 Mgr. Taglohn; so sind für den aufzuwerfenden Graten in allen 16 Mgr. und für das Abgraben der Erde täglich 4 Rthlr. 16 Mgr. zu verwenden, und daher in 11 Tagen die Summe von 48 Rthlr. 32 Mgr. Die Kosten betragen also überhaupt 49 Rthlr. 12 Mgr.

Hierdurch würde eine schiefstiegender Fläche von 6700 Quadratfuß erhalten werden. Da man aber die Flächen, die unten am Berge sowohl als auf demselben verlohren gehen; und 3000 Quadratfuß betragen; hievon abziehen muß; so bleiben nur 3700 Quadratfuß oder 37 QuadratRuthen übrig, die durch die beschriebene Arbeit gewonnen werden.

Anmerkung.

Daß diese Arbeit, in angenommener Größe, nicht oft vorkommen werde, leidet keinen Zweifel, weil der Ausführung immer ein oder das andere

Hin-

Hinderniß im Wege stehet. Es ist auch eben so gewiß, daß die Arbeiter, wenn sie sich selbst überlassen sind, eine längere Zeit dabei zubringen werden. Ersteres aber bleibt doch ein möglicher Fall, und wenn die Arbeiter die gehörigen Kräfte und Geschicklichkeiten haben, und dabei unter genauer Aufsicht stehen; so ist auch das Quantum der Tage - Arbeit von ihnen zu erhalten.

§. 53.

(Vom Ertrage der gewonnenen Fläche.)

Sollte der dargethane kleine Gewinnst von 37 QuadratRuthen einer so kostbaren Arbeit wohl werth seyn? Diese Frage kan alsdann beantwortet werden, wenn der Nutzen, den sie geben kan, genau untersucht ist.

Die geringste Nutzung entstehet, der gemeinen aber ungegründeten Meinung

§ 3

nach

nach aus der Holzung, und daher soll diese der Maasstab seyn, nach welchem ich mich hier richten will. Nehme ich an, daß die neue Fläche mit Eicheln besäet oder bepflanzt werde, so erhellet aus der im 43ten sen angezeigten Anlage eines Eichelnkamps, daß auf einer Quadrat-Ruthe 64 junge Heister stehen können. Daher enthalten 37 solcher Ruthen 2368 Stück derselben. Das Stück sey nach 15 Jahren nur 3 Mgr. werth; so beträgt die Ausbeute 197 Rthlr 12 Mgr. Man rechne nun das aufgewandte Capital mit Zinsen und Zinses Zinsen; so wird allemal ein Ueberschuß von mehr als 100 Rthlr bleiben, der in 15 Jahren mit einer Anlage von 49 Rthlr 12 mgr. gewonnen wird.

Es wäre aber der Wirthschaftlichkeit gerade entgegen, wenn man nach den ersten 15 Jahren mehr als die Hälfte der Heister ausheben wollte. Schon die Hälfte

er=

erfetzt allen Aufwand, und die andere, welche stehen bleibt, giebt, nach abermaligen 15 Jahren, eine weit größere Summe, weil eine 30 jährige Eiche gewiß theurer als mit 6 mgr. bezahlt wird. Verfähet man aber nach jedesmaligem Verlauf von 15 Jahren so, daß immer die Helfte der stehen gebliebenen Bäume gefällt wird; so bleibt nach 105 Jahren auf jeder Quadrat-Ruthe ein Baum stehen, der nothwendig wenigstens ein Baustamm seyn muß, weil die Vollkommensten Stämme bei jedem Schlage geschont werden müssen. Ein solcher kan noch 50 bis 100 Jahre stehen bleiben, und wenn er alsdenn nur 10 Faden Holz enthält, die nach den üblichen Preisen, dafür ich 51 Rthlr annehmen will, verkauft werden, so kostet er als Baustamm 30 und als Blockholz 62 Rthlr.

Der nach den ersten 105 Jahren von Holz entblößte Theil des Terrains, darf aber darum, weil noch eine Eiche darauf stehet, nicht ganz leer gelassen werden; sondern ist abermals zu bearbeiten, und mit neuen Eichen oder noch besser mit Birken zu besaamen.

Freilig kan man bei einer neuen Besaamung keine 64 Heister auf die Quadrat Ruthe rechnen, es können aber doch wenigstens 28 bis 36 derselben darauf bis zur mittelmäßigen Größe wachsen.

Die folgende Tabelle kan diese Angabe noch mehr auseinander setzen, wobei jedoch zu bemerken ist, daß die Preise auf das niedrigste angegeben sind, weil hier die Absicht nicht sowohl ist, den genauesten Werth des Holzes zu bestimmen, als eine etwanige Nutzung eines damit bepflanzten Landes darzuthun.

Da

Tabelle.

Von dem Ertrage und dem Werthe eines Eichelkamps von 37 □ Ruthen
von seiner Befamung an.

In den Jahren	Enthalten Stämme.	Davon werden geschlagen.	Betragen auf jeden Stamm.		in Summa.	
v. Item bis			Rt.	mgr. pf.	Rt.	mgr. pf.
15ten —	2368.	1184.	—	3.	98.	24.
30ten —	1184.	592.	—	6.	98.	24.
45ten —	592.	296.	—	12.	98.	24.
60ten —	296.	148.	—	24.	98.	24.
75ten —	148.	74.	1.	12.	98.	24.
90ten —	74.	37.	2.	24.	98.	24.
105ten —	37.	37.	5.	12.	98.	24.
Summa 105.	2368.	2365.	—	—	690.	24.

Die Fortsetzung dieser Tabelle, wenn der Preis eines Baumes in jeden 15 Jahren verdoppelt würde, könnte nicht anders als höchst fehlerhaft ausfallen, weil das Verhältniß des Wachstums eines Baumes, nach Verlauf einer bestimmten Zeit, auf eine ähnliche Art abnimmt als es vormals zugenommen hat. Vielleicht aber ließe es sich durch die neue Bepflanzung ergänzen.

S. 54.

(Nutzung des Nadelholzes.)

So vortheilhaft ein Eichenwald ist; so nutzbar ist auch der Anbau des Nadelholzes. Wenn eine Eiche 100 bis 200 Jahre gebraucht, eh sie zu einer vorzüglichen Größe gelangt; so bedarf das Nadelholz nur 70 bis 80 Jahre um seinen Wachsthum zu vollenden. Die Zweige desselben bedürfen nicht einen so großen Raum als die der Eichen,
da

daher können sie bei einerlei Dicke des Stammes ungleich dichter stehen, und also ersetzt die größere Menge der Stämme das, was ihnen an der innern Dichtigkeit mangelt, reichlich.

Ueberdem aber ist die mitternächtliche Lage, die den Eichen zuwieder ist, diesen Bäumen angenehm, und ihr Nutzen bei dem Bauwesen den Handwerker unversenkbar.

Die Schiefe Fläche, die dem Getraide Bau oft ganz zuwieder ist, begünstigt im Gegentheil den Anbau der Bäume. Auf einer ebenen Fläche müssen die Bäume so weit von einander entfernt seyn, als der Raum ist den ihre Kronen einnehmen. Bei der abhängigen aber, können sie darum dichter stehen; weil sich die Kronen nicht hindern, indem die höher stehenden über die, so unter ihnen sind hervor ragen, und daher die nächststehenden nur mit dem Stamme berühren,

(Hindernisse des Holz-Anbaues.)

Ob gleich aus der angegebenen Tabelle begreiflich ist; daß ein Raum von 37 □ Ruthen, jährlich, im Durchschnitt, auf 6 Rtblr. 2 mgr. $6\frac{1}{2}$ pf. genutzt werden kan; so finden sich doch wenige privat Eigenthümer, die Neigung haben solche Anlasgen zu machen, weil sie.

1) Den Nutzen von ihrem Gelde und von ihrer Arbeit nicht so lange entbehren können, als sie bei dergleichen Unternehmungen müßten.

2) Weil sie, dadurch das Wild näher an ihre Ländereien zu locken, und durch die Jagden Schaden zu leiden, fürchten.

3)

- 3.) Weil sie glauben, daß nicht allein die Waldungen der Dieberei mehr als das Getraideland und die Wiesen ausgesetzt wären; sondern daß sie auch der Sicherheit ihres Vermögens nachtheilig werden würden.
- 4.) weil sie, wie es in vielen Ländern gewöhnlich ist, nicht nach eigenem Gefallen damit verfahren können, sondern sie der Willkühr der Forstbedienten überlassen müssen, und weil sie
- 5.) ihren Nachkommen nicht vorarbeiten wollen.

Ich lasse den Grund oder Ungrund dieser Hindernisse auf sich beruhen, und zeige sie nur als Ursachen an, warum die Holzanzpflanzungen der Landes Policei gemeiniglich allein überlassen bleiben.

Was bei Abtragung der Anhöhen
(zu beobachten.)

2) Soll eine Anhöhe oder ein Theil derselben, der vor andern merklich hervorragt, bergestalt abgetragen werden, daß eine ebene Fläche, die zu Getraide und Gartenland dienet, daraus entstehe, so ist vorher, nach den Regeln der Geometrie, der Inhalt derselben zu suchen, und zu bestimmen wieviel davon abzutragen sey, um die daran stossende Niedrigung so weit auszufüllen, daß sie mit dem Fuße des abgetragenen Berges eine horizontale Fläche mache.

Wird der gefundene Inhalt mit 216 dividirt; so giebt der Quotiant die Tage an, die ein Mensch zum Abgraben gebraucht, woraus sich denn die nöthige Anzahl der Gräber leicht finden läßt; wenn die Arbeit

in

in einer bestimmten Zeit zu Stande kommen soll.

Die Anzahl der Schaufler, die auf jeden Gräber gerechnet werden müssen, hängt von der Größe der Fläche ab, auf welche die abgegrabene Erde vertheilt werden muß. Nimmt man an, daß ein Schaufler die Erde 8 Fuß weit wirft; so sind deren so viele anzustellen, als die Zahl 8 in der nach Fußten gerechneten Entfernung der Grenze, von dem Fuße des Berges an, enthalten ist.

Dieser Fall findet oft nach geendigten Kriegen Statt, wo Schanzen und Batterien wieder in ebene Flächen verwandelt werden müssen, wenn man nicht etwa eine und die andere zum Denkmal eines wichtigen Vorfalles beibehält.

Es

Es sey daher die 6 Fuß hohe Brustwehr 12 Fuß dick, und nach der mittlern Länge 400 Fuß; so enthält sie ihrer Struktur wegen ungesehr 30000 Cubit Fuß, welche in 139 Tagen von einem Gräber oder von 6 Gräbern in 24 Tagen und etlichen Stunden abgegraben werden.

In diesem Falle sind für jeden Gräber zween Schaufler hinreichend, weil der Graben, der gefüllt werden muß, nicht über 12 Fuß breite hält, daher die äußerste Linie desselben durch zween Schaufelwürfe erreicht werden kan.

Eine solche Arbeit kostet 96 Rthlr, wofür eine ebene Oberfläche von 14, 876 □ Fuß wieder erhalten wird, welche man beinahe $1\frac{1}{2}$ Morgen beträgt. Schlägt man den jährlichen Ertrag von einem Morgen nur zu 3 Rthl. an; so beträgt dieser Vortheil

rheil jährlich 3 Mthlr 27 mgr. und ersetzt daher nicht allein die Zinsen; sondern vermehrt auch den Getraidevorath des Landes.

Auf ähnliche Art kan bei jeder Anshöhe verfahren werden, wobei nur zu bemerken ist, daß die horizontale Fläche, die von der abgetragenen Erde entstehen soll, den Schaufeln durch eingeschlagene Pfähle bemerklich gemacht wird.

S. 57.

(Was bei Vertiefungen zu thun ist.)

3) Die im 6ten §. bemerkten Vertiefungen oder Gruben sind so mannigfaltig, daß die Arbeit an denselben durch das Lokal bestimmt werden muß, wenn eine Veränderung dabei erfolgen soll. Die Hauptarbeit ist immer diese, daß die Ränder erniedrigt, und dadurch unebare schief liegende Flächen hervorgebracht werden.

Ⓢ

Ent

Entstehet daraus die Figur eines Kessels, das ist, wird der ganze Platz dergestalt von Anhöhen eingeschlossen, daß kein Abzug für das Regen oder Quellwasser anzubringen stehet; so ist es am rathsamsten, in der Mitte desselben eine Vertiefung zu lassen oder sie nach Gefallen zu machen, damit sich das Regenwasser darin sammle, oder, bei größern Räumen Canäle anzulegen, die mit Wassergewächse angebauet werden.

Ist aber ein Ableitungs Graben anzubringen; so fällt diese Vorrichtung weg, und der ganze Platz kan, in seiner Ebene und an den Anhöhen, zu GartenGewächsen und Baumschulen für Zahme und ZierarthsBäume angelegt und genutzt werden. Daß sich eine solche Anlage reichlich verzinse, erhellet schon aus dem im 52ten §. Angeführten.

Aus

Augenfälliger aber wird der Vortheil, wenn man bedenkt, daß die Obststämme und schnell wachsende Zierathsbäume nach wenigen Jahren, eine eben so große Einnahme zuwege bringen, als die langsam wachsenden Eichen in einer ungleich längern Zeit.

§. 58.

(Wozu sie zu nutzen.)

Der Augenschein ergiebt es sogleich, ob ein unebener Platz leicht in einen ebenen oder in Feldland verwandelt werden könne; oder ob hierzu ein großer Kostenaufwand erfordert werde. Im ersten Falle ist kein Zweifel übrig, daß es nicht gut seyn sollte, ihn zu Feldlande zuzubereiten. Fände aber der letztere Fall Statt; so nütze man ihn lieber dazu, wozu er ohne große Kosten genutzt werden kan, als daß man seinem Eigenwillen ein Capital auf

aufopfern, wenn es keine oder sehr geringe Zinsen abwerfen sollte.

Der sogenannte GroßPosnische Garten vor Leipzig war vormals eine ausgebrachte LeimenGrube, die durch vieljährige Benutzung den unregelmäßigsten Platz bildete. Aber eben diese Unebenheiten gaben Gelegenheit zur Anlage eines Gartens, weil darin Anhöhen und Niedrigungen Terrassen und ebene Felder, mit geringen Kosten angelegt werden konnten.

Niemals würde diese Grube die Zinsen des Capitals gebracht haben, das ihre völlige Ebenmachung gekostet hätte, die sie jetzt bloß als Garten betrachtet abwerfen kan.

S. 59.

Zu den unebenen Plätzen, die ohne große Kosten zu Feldlande umzuschaffen sind,
rech=

rechne ich vorzüglich die ausgefahrenen und verlassenenen Wege, und besonders solche, die zwischen andern Feldland hinlaufen. Diese bedürfen gemeiniglich nicht mehr, als daß die Erde, die sich am Rande gesammelt hat, wieder in den Weg geworfen werde. Zwar ist es unläugbar, daß diese die ganze Tiefe des Weges nicht wieder ausfüllet, weil durch das Abpflügen und Anhängen an die Räder vieles davon verloren gehet, weßwegen ein solcher Acker immer niedriger als die neben ihm liegenden werden wird. Dies schadet seiner Güte aber nichts wenn man den Wasser, das ihm nachtheilig werden könnte durch kleine Gräben, oder tiefe Furchen von beiden Seiten Abzug verschafft.

Will man die so genannten hohlen Wege, die sich gemeiniglich vom Fuße eines steilen Berges an, bis an seine obere Ebene erstrecken, hierzu nicht rechnen; so ist

der Einschnitt des Weges in die Ebene schon beträchtlich, wenn er einige Fuß tief ist. Man nehme ihn zu 4 Fuß Tiefe und 8 Fuß Mittlere Breite an, die Höhen des Aufwurfs an jeder Seite zu 2 und die Grundfläche zu 4 Fuß; so sind auf die Länge von 10 Fuß oder eine Ruthe 320 Cubit Fuß auszugraben und der Weg damit zu füllen. Die geebnete Fläche aber bekommt eine Breite von 17 Fuß, daß also in der Länge von 70 Ruthen 6 Fuß ein Morgen Landes entstände, der durch zweer Menschen Arbeit, in 52 Tagen 2 Stunden, zuwege gebracht wäre. Das Arbeitslohn oder ein solcher Morgen Landes kostete also 23 Rthlr. 7 mgr. 2 pf. Rechnet man wie vorher den jährlichen Ertrag eines solchen Morgens 3 Rthlr; so siehet man leicht ein, daß das angewandte Capital, in einer Zeit von 12 Jahren, mit Zinsen und Zinseszinsen wieder erhalten werde.

§. 60.

(Kosten bei Vertiefungen.)

Bei allen Plätzen, die, der überflüssigen Nässe wegen, weder mit Getraide noch mit nützlichen Gräseren besäet werden können, dahin die Moore, Moräste und d. gl. gehören, kommt alles darauf an, daß das überflüssige Wasser entweder abgeleitet, oder das Land so weit erhöht werde, daß es der überflüssigen Nässe nicht ausgesetzt bleibe. Beides geschieht durch Vertiefungen, die entweder als Gräben oder als Teiche angelegt werden.

Ein einziges Beispiel kan hinreichen die Kosten auf alle übrige Fälle zu finden.

Ein Abzugsgraben bedarf keiner grossen Tiefe und Breite, wenn die Fläche, durch die er geführt wird, eben und abhängig ist. Man nehme seine untere Breite zu 1 Fuß, die obere zu 2 Fuß und die Tiefe

G 4

eben,

ebensals zu 2 Fuß an; daß also die Durchschnittsfläche nach Decimalmaas 3 Quadratfuß enthalte. In diesem Falle enthält die Länge von einer Ruthe 30 Cubikfuß und also das Tagewerk für einen Arbeiter 72 Länge Fuß und das Arbeitslohn beträgt 8 mgr. Die Länge des Grabens bestimmt daher den Preis der Arbeit.

Mehrere Kosten verursachen solche Gräben, die das überflüssige Wasser des Terrains theils in sich fassen, und theils die Erde zu einer bestimmten Erhöhung hergeben sollen.

Soll z. B. ein Moorland um einen Fuß erhöht werden; so theile man das Land nach geraden Linien in Streifen und zwar so, daß die Streife, die in Ackerland verwandelt werden soll, doppelt so breit sey als der neben ihr anzulegende Graben, diesen aber mache man 2 Fuß tief; so kömmt
aus

aus demselben die erforderliche Erde zur Erhöhung. Das Feldland werde 2 Ruthen breit und 60 Ruthen lang, und also einem vollkommenen Morgen Landes gleich; so ist der Graben, der die Erde zur Erhöhung von einem Fuß geben muß, in gleicher Länge 1 Ruthe breit und 2 Fuß tief, und enthält 12000 Cubikfuß Erde, so wie die Oberfläche der zu Acker zu machenden Streife 12000 Quadratfuß enthält, daß also auf einen Quadratfuß derselben ein Fuß hoch Erde zu liegen kommt. Ein solcher Graben erfordert, wenn er in trockner Jahreszeit gemacht wird, 55 $\frac{1}{2}$ Tagewerke und kostet 12 Rthlr 12 mgr. 4 pf. Rechnet man, daß zur ersten Urbarmachung noch 6000 Cubikfuß Sand durch einen eben so großen Aufwand herbei geschafft werden müssen; so kostet ein Urbarer Acker, der, nach der angenommenen Taxe, jährlich nur 3 Rthlr einbringen soll, 24 Rthlr. 25 mgr. Gewiß eine Anlage, die

S 5 sich

sich reichlich genug verzinsset, und die Produk-
 dukten des Staats mit 10 Hbten. Getraide
 vermehrt.

§. 61.

(Wie viel in einem Lande anzuwenden.)

Die Ausmessung dieser und anderer
 bemerkten Plätze ergiebt die Morgenzahl
 des Landes, das zum Vortheile des Staats
 urbar gemacht werden kan, und gewiß ist sie
 größer als man vermuthet, und der Nutzen
 den das Land davon erhält, ist aus mehr als
 einem Gesichtspunkte betrachtet, vom größ-
 ten Belange. Nachdem in einem Lande meh-
 rere oder wenigere derselben vorhanden sind;
 nachdem wird eine größere oder kleinere An-
 lage im Ganzen dazu erfordert, und nach-
 dem die Zahl der Menschen, die keine nützli-
 chen Geschäfte treiben, groß oder klein ist;
 nachdem wird ein solches Unternehmen in
 einer kürzern oder längern Reihe von Jah-
 ren zu Stande zu bringen seyn.

§. 62.

S. 62.

(Was hiebey noch zu untersuchen.)

Es ist hier noch zu untersuchen übrig:
Woher die Kosten zu allen angeführten Ar-
beiten, und woher die Menschen zu neh-
men sind, die die Arbeit verrichten sollen.

Wäre aber gleich beides entschieden;
so würden doch noch eine Menge Hinder-
nisse vor anzufangender Arbeit aus dem
Wege zu räumen seyn. Dahin gehören
vorzüglich die Querelen, die entweder von
Privat Eigenthümern, oder von ganzen
Gemeinden erhoben werden würden, weil
es sehr gewöhnlich ist, daß sich die einen
oder die andern ein Eigenthumsrecht auf
ganze Distrikte anmassen, davon doch nur
der eine Theil genutzt wird, der andere aber
eben so wenig von ihnen, als von ihren
Vorfahren jemals hat genutzt werden kön-
nen.

Die

Dieser Umstand giebt Anlaß noch eine Menge Fragen aufzuwerfen, deren Beantwortung aber den folgenden Abhandlungen vorbehalten wird.



Von

Von den
Handwerkern und Künstlern

1710 11 27
Zahlbuch des Rostocker

St

Q

in
an
be
ne
sie
Land

Erster Abschnitt.
Von den Kunstgenossenschaften.

Einleitung.
Kurze Geschichte der Handwerker.

S. I.

(Ursprung der Handwerker.)

Die Produkte des Landes die man mittelbar oder unmittelbar von und aus der Erde und von dem Thieren erhält; sind auf vielfältige Art zu den Bedürfnissen der Menschen zuzubereiten, erfordern aber, nebst vieler Zeit, zu vielen Kunstfleiß, als daß sie ein Geschäfte des ohnedem geschäftigen Landmannes seyn könnten. Es ist daher
nd

nöthig, daß die Bearbeitung dieser Materialien denen überlassen werde, die die Landwirthschaft nicht treiben können oder wollen.

Da die Anzahl dieser Arbeiter theils nach der Volksmenge, und theils nach der zunehmenden Mannigfaltigkeit der Bedürfnisse hat vermehrt werden müssen; letztere aber bald diese bald jene Gestalt angenommen haben; so sind auch von Jahren zu Jahren mehrere Arten der Bearbeitung eines und desselben Materials erfunden, und zu Bedürfnissen geworden, wodurch ein Handwerk entweder in mehrere Zweige getheilt, oder desselben sonst einfache Geschäfte eine größere Zusammensetzung erhalten haben.

Käme die Frage in Anregung, ob eine Nation alle Handwerker und Künstler, die bis auf gegenwärtige Zeiten ihre Existenz bekommen haben, nothwendig bedürfte?

fe? so könnte die Frage unmöglich allgemein bejahend ausfallen. So bald aber Rücksicht auf einen policirten Staat im 18ten Jahrhundert genommen wird; so werden nur wenige und zwar solche Handwerker aus der Liste ausgestrichen werden müssen, deren Kunstwerke der eine Staat ganz und gar nicht nutzen kan, ob sie gleich einem andern unentbehrlich sind.

§. 2.

(Welche allgemein nothwendig.)

Der policirte Staat habe eine Lage und Beschaffenheit welche er wolle; so bedarf er allemal Schutz gegen die Witterung, die dem Einwohner und seinen Geschäften nachtheilig seyn würde. Diesen zu erhalten gebraucht er Baumeister, Zimmerleute, Maurer, Tischler, Schmiede, Glaser, Kalk und Ziegelbrenner, die auch

§

sämmts

sämmtlich zur Erhaltung der angeführten Gebäude beitragen müssen.

Die besondere Bedeckung des menschlichen Körpers wird durch die Arbeiten zweckmäßig und bequem, die der Leinwender, der Schuster, der Strümpfwirker, der Gerber, der Kürschner, der Schneider, der Hutmacher, der Gürtler, der Tuch und Knopfmacher, der Färber, Walker und Drucker verrichten.

Für die nähere Zubereitung der Produkte zu den Nahrungsbedürfnissen sorgen der Müller, der Becker, der Mehlger, der Brauer, der Brandweinbrenner und andere.

Die Vertheidigung der Staaten macht die Waffenschmiede, die Stückgießer, Schwerdfeger, Sattler, Riemer, Rademacher, Pulvermüller, SchiffsBaumeister und Schiffszimmerleute, die Seiler, die
Kupfer-

Kupferschmiede und andere Handwerker
nothwendig, die bereits genannt sind.

Die Liebe zur Gesundheit erfordert das
Daseyn der Aerzte und Wundärzte.

Alle erwähnte Professionisten aber
würden ihren Zweck nicht erreichen, wenn
ihnen nicht schon vorgearbeitet wäre.
Durch die Bemühungen der Bergleute
erhalten der Schmidt, der Stückgießer, der
Kupferschmidt und andere Handwerker ih-
re Materialien. Der Weber, welcher Art
er auch sey, verarbeitet das Gespinnste das
schon, entweder für sich, oder doch durch
Zuthun, ein Werk des Fleißes ist. Dem
Landmanne und dem Stadtbewohner sind
die Mehrsten der erwähnten Handwerker
unentbehrlich.

Jedem Arzte und Wundarzte wird
von dem Apotheker vorgearbeitet, und die-
sem durch die Destillateurs.

Die Haushaltungen gebrauchen die Arbeiten der Böttger, der Seifensieder, der Töpfer, der Zinngießer, der Zwirnmacher, der Drechsler, der Lichtzieher, der Radler, der Salzsieder, und anderer der obigen Professionisten.

§. 3.

(Welche in Beziehung nothwendig sind.)

Wer sich auf das durchaus nothwendige einschränken und an der Glückseligkeit keinen Theil nehmen wollte, die die vereinigten Kräfte und die Geselligkeit gewähren, der kan viele dieser Handwerker und Künstler, und vielleicht aller entbehren und sich selbst alles seyn. Wie sehr dieses aber den menschlichen Neigungen und selbst dem Wohl des Staats widerspreche; fühlt jeder der die Stimme der Natur mehr, als seine verworrene Einbildung hört. Die Verbindlichkeit zu wechselseitigen Hilfsleistung =

stungen machen aber die vorerwähnten Handwerker und Künstler nothwendig, und der einmal eingeführte Geschmack an Bequemlichkeit, Pracht und Vergnügen, bringt eine lange Reihe von Handwerkern und Künstlern hervor, die ohne jenes Gefühl weder entstanden wären, noch ihr Daseyn hätten behaupten können.

In Rücksicht auf die zu verschaffende Bequemlichkeit arbeiten die Stuhlmacher, Tapezierer, die Kleinschmiede, Posamentirer, Perückenmacher, Barbierer, Uhrmacher und die mehrsten der bereits angeführten.

Von allen diesen kan keiner entbehrt werden, insofern es den Staatseinwohnern nicht an einem Bedürfniß fehlen soll, das sie in andern Ländern genießen können.

Diese Künstler und Handwerker wären für einen Staat hinreichend, der

seine Glückseligkeit in den körperlichen Bedürfnissen der Staatsbewohner suchen wollte. Wie gering aber dieselbe gegen die Vollkommenheit eines policirten Staats ausfiel, läßt sich leicht einsehen, so bald die Künstler und Handwerker nur genannt werden, die dem Kaufmanne und dem Gelehrten gleich nützlich sind. Hierzu gehören der Papiermacher, der Schriftgießer, der Buchdrucker und Buchbinder, der Zeichenschreib- und Rechenmeister, der Kupferstecher, der Glasschleifer, der Mechanikus als Künstler betrachtet und andere mehr.

S. 4.

(Fortsetzung.)

Der Unterschied der Stände ist seit Jahrtausenden durch äußerliche Zeichen bemerklich gemacht worden, und es ist kein Grund vorhanden diese Gewohnheit nicht für eine Nothwendigkeit anzusehen. Daher werden Handwerker und Künstler erforderlich

fordert die dafür arbeiten, daß die Gebäude, die Kleidungen, der Hausrath, die Speisen, die Bequemlichkeiten, und selbst die zu diesem Behuf nöthigen Thiere ausgezeichnet werden. Hierzu tragen vorzüglich bei Bildhauer, Maler, Stuckatur-Arbeiter, Tapetenwirker, Vergulder, Fresken und Spitzenfabrikanten, Gold- und Silberschmiede, Sammit und andere Seidenwirker, Steinschleifer, Juwelirer, Beuteuter, Köche, Conditier, Kunstgärtner und andere mehr.

So werth die genannten Künste und Handwerke denen sind, die ihre Nahrung, Sicherheit, Bequemlichkeit und Pracht durch sie befriedigen, so anziehend sind die Geschicklichkeiten der Tonkünstler, der Tanzmeister und Comödianten für geschmackvolle LandesEinwohner. Die von einer Seite für milde Sitten, und von der andern für das Vergnügen arbeiten.

§. 5.

(Ursprung der Kauffmannschaft.)

Es wäre unbillig, wenn man ein Land, das alle diese Handwerker und Künstler mit ihren Nebenzweigen nicht besitzt, für unpolicirt halten wollte.

Vielleicht ist der Umfang desselben zu klein und die Bevölkerung zu schwach, vielleicht macht der Geschmack der Einwohner viele entbehrlich, und vielleicht würden ihre Produkte im Lande, wegen Mangel des Materials, theurer zu stehen kommen, als sie von den Nachbarn zu erhalten ständen. Eben so leicht kan es aber geschehen, daß der Fleiß der Arbeiter darum in einem Lande nicht genug belohnt wird, weil ihrer zu viele sind, und ihre Produkten zu häufig werden, als daß sie alle im Lande abzusetzen wären.

Diese Umstände zeigen die Nothwendigkeit, mangelnde Waaren aus andern Län-

Ländern herbei zu schaffen und überflüssige in jene zu verhandeln. Leute die es sich angelegen seyn lassen den Landes Einwohnern überhaupt und den Künstlern und Handwerkern insbesondere, hierzu behülflich zu seyn, werden unter dem Namen der Kaufleute begriffen, deren Ursprung sich nach der Entstehung der policirten Staaten richtet.

§. 6.

(Zeit des Ursprungs der Handwerker und Künstler.)

Die Nothwendigkeit und der Nutzen der Handwerker und Künstler liegt schon in dem Begriffe eines policirten Staats, und ihre Entstehung richtet sich nach der Zeit, in welcher sich die Sitten eines Landes verbessert haben. Es wäre hier überflüssig anzuführen, daß die Handwerke und Künste von den Egyptiern auf die Griechen, und von diesen verbessert, auf die Römer und hierauf zu den Deutschen ge-

H 5

kom-

Kommen sind. Genug, daß sie in Deutschland aufgenommen, und die Deutschen durch sie policirter wurden, oder, wenn diese Behauptung der Ehre der Deutschen zu nahe treten sollte, daß die Deutschen, nachdem sie deutlichere Begriffe bekommen, die Handwerke und Künste bei sich aufnahmen.

So überzeugend man aber den Nutzen der Künste einsah; so wenig kannte man jedoch ihr Inneres. Vielmehr hielt man alle Kunstarbeiten für Geheimnisse und schloß darum sehr irrig, daß eine Verbindung der Professionisten unentbehrlich sey, damit diese Kunstgeheimnisse desto sicherer aufbewahrt würden.

S. 7.

(Ursprung der Innungen.)

Aus solchen Verbindungen entstanden, die Gilden, Innungen und Zünfte. England, Frankreich und Holland kennen dies

diese Zunftmäßigen Verbindungen nicht, und geben das redendste Beispiel von der Entbehrlichkeit derselben. Deutschland allein brachte sie hervor, und Jahrhunderte sind verflossen, ehe man auf den Einfall kam, die Nothwendigkeit ihrer Existenz zu bezweifeln. Die Policei, wie wir wissen, hat obnehin Geschäfte genug, die den Wohlstand des Staats zum Angenmerk haben, und man trägt billig; warum soll sie sich mit den Streitigkeiten befassen, die die Innungen, ihrer Innungsverfassungen wegen, mit und untereinander haben; wenn selbige dem Staate weder nothwendig noch nützlich sind? Könnte sogar die Schädlichkeit der Zünfte gezeigt werden, — ein Umstand, der als negativische Bedingung bei allen Einrichtungen zum Grunde liegen muß — so dürften sie sich ihrer Auflösung nähern und schon in künftigen Jahrhunderten könnte wol gar die Frage aufgeworfen werden: was waren ehemals die Zünfte in Deutschland? Ihr

Ihr erster Ursprung fällt ins eilfte Jahrhundert. Unsere Uralten Vorfahren, die zu Tacitus Zeiten lebten, kannten keine Künste. Krieg, Jagd und Spiel waren die Gegenstände ihrer Beschäftigung. Sie bedurften zwar mancher Dinge, die sich aber wegen ihrer Genügsamkeit auf eine geringe Anzahl einschränkte. Diese machten sie nicht selbst, sondern ließen sie von den Unfreien, die Tacitus nach römischen Gebrauch Knechte nennt, verfertigen. Vorzüglich hatten diese Fabrikate Bezug auf den Krieg, die Jagd, Kleidungsstücke und Geräthschaften, die nach der damaligen Dekonomie theils der Haushalt, theils der Ackerbau ganz unumgänglich erforderten. Der Geist der Deutschen blieb in einer Art von Schläfrigkeit, in Ansehung der Künste, so lange versenkt, bis durch Eindringen der Römer und den dadurch entstandenen größern Handlungsverkehr, die Begriffe von mehrerer Bequemlichkeit sich mit-

mittheilten, und die ersten Keime der Industrie hervorbrachten.

Inzwischen blieben die unfreien Deutschen noch immer in der alten Verbindlichkeit, wodurch ein schleuniges Emporkommen der Künste gehindert wurde. Dieser Stein des Anstoßes wurde durch die Einführung des Christenthums gehoben. Unter den großen Revolutionen die selbiges erzeugte, ist unstreitig Deutschlands bessere Cultur mit begriffen. Redlichkeit und Treue — der Charakterzug der deutschen Nation, erleichterte die Annahme dieser damals neuen Religionslehre. Sie mußte allen Ständen willkommen seyn, so bald ihre Grundsätze bekannt waren. Sie verbreitete sittliche Maximen, von deren Wahrheit und Zuverlässigkeit jeder desto leichter überzeugt wurde, weil sie geradezu in einem Punkte zusammen trafen und mit dem innern Gefühl sympathisirten.

Kurz

Kurz sie konnte ihres Zwecks nicht verfehlen, die allgemeine Menschenliebe breitete sich weiter aus, und die Achtung, in der die heidnischen Priester vorhin bei ihnen gestanden hatten, gieng auf die christlichen Lehrer über. Man überlies ihnen selbstgewählte Plätze zu Kirchen Wohnungen und Klöstern, zu deren Erbauung die Unfreien Deutschen beförderlich seyn mußten, weil nur sie dergleichen Arbeiten verstanden. Sie geriethen dadurch in engere Bekanntschaft und Vertraulichkeit mit ihren Geistlichen — wünschten ihren Seelsorgern nahe zu bleiben — überkamen, entweder aus Religions-Eifer oder für baares Geld, ihre persönliche Freiheit, und baueten sich bei Kirchen, Stiftern und Klöstern an. So wie auf diese Art die ersten Städte entstanden, die sich von Zeit zu Zeit vergrößerten, so fanden die Handwerker dabei ihre Rechnung. Sie gewöhnten sich ihren

ren Unterhalt allein von ihrem Gewerbe zu ziehen — der Werth des Geldes wurde dadurch sinnlicher, und die neue Lebensart hatte ihre anlockenden Reize für Leute, die nicht gewohnt gewesen waren ihre Arbeiten bezahlt zu erhalten.

Die Söhne erlernten das Handwerk ihrer Väter um so leichter, weil sie die Handgriffe von Jugend auf gesehen hatten, sammelten sich dadurch Vermögen und wurden wohlhabende Leute. Dieses munterte andere auf, ihren Söhnen gleichfalls ein Handwerk lernen zu lassen.

§. 8

(Fortsetzung.)

Der erste Vorfall dieser Art war neu, und erforderte daher ganz neue Einrichtungen, von Seiten des Lehrmeisters so wohl, als des Lernenden. Der Lehrherr mußte seinen Lehrling um sich haben und ihn folglich wäh-

rend der Lehrzeit unterhalten, die Zeit worin er das Handwerk erlernen konnte mußte abgeredet und bestimmt werden, — der Vater des Lehrlings konnte so wenig die Mühe noch den Kostenaufwand von dem Lehrherrn umsonst begehren, letzterer wollte von seiner Seite nicht allein entscheiden, sondern zog seines gleichen darüber zu Rathe, und so entstanden die ersten Zusammenkünfte, worin die Lehrjahre und die Bedingungen festgesetzt wurden, unter welchen ein Fremder Lehrling aufgenommen werden sollte.

Die Naturgaben der Lehrlinge waren nicht gleich, und die Folge ergab, daß mancher, nach verfloffenen Lehrjahren, noch nicht im Stande war sein Handwerk zu treiben. Darüber entstanden Irrungen. Schob der Lehrherr die Schuld auf den Lehrling, so schob sie dieser auf jenen zurück. Das beste Auskunftsmittel war nun wohl
den

den Lehrling bei einem andern arbeiten zu lassen, oder der Vater schickte ihn wohl gar in eine andere Stadt, um daselbst seine Kenntnisse zu erweitern. Solchergestalt entstand der Gesellenstand und die damit in der Folge verknüpften Wander-Jahre. Kam ein solcher in seine Vaterstadt zurück; so lief er Gefahr ohne Arbeit zu bleiben, weil ihm die nöthige Geschicklichkeit nicht auf sein Wort zugetrauet werden konnte. Ob er sich nun freiwillig erbot ein Probestück zu machen und es von den alten Meistern beurtheilen zu lassen, oder ob dergleichen von ihm gefordert wurden, ist völlig gleichgültig, da hier die Absicht nur dahin gehet die Veranlassung zu berühren die mit der Zeit die Zünfte gründete.

§. 9.

(Fortsetzung.)

Die Anzahl der Städte vermehrte sich vorzüglich im eilften Jahrhundert,
 3 durch

durch die emsige Bemühung die Kaiser Heinrich der Vogler auf ihren Anbau verwandte. Dergleichen Bau erforderte eine Menge Handwerksleute, und der nächste Weg sie zu überkommen war, daß man sie in andern Städten aufsuchte. Sie brachten ihre Gewohnheiten mit und behielten sie bei. Entstanden Zwistigkeiten über Fabrikate; so wurde das Gutachten der Handwerker gefordert und die Richter entschieden nach selbigem. Denn, nach dem alten deutschen Gebrauche, wurde ohnehin ein jeder von Seinesgleichen gerichtet.

Die Vermehrung und Vergrößerung der Städte erzeugte mehrere Handwerksleute, deren Wohlstand von dem Wohlstande der übrigen Stadteinwohner abhing und mit dem Wohl des Staats in genauer Verbindung stand. Die alten Gewohnheiten blieben, also auch die Zünfte. Hierbei hatte es aber sein Bewenden noch nicht. Weil die Handwerker den größten Theil
der

der Stadt Einwohner ausmachten; so war die Stimmenmehrheit, worauf vormals alles ankam, auf ihrer Seite. Sie hatten daher den stärksten Einfluß auf die Beschlüsse der Stadtmagistrate, auf die Bürgermeister- und Senatorenwahlen. Hierdurch wurde ihre Macht ansehnlich, obgleich ihre Handwerkszusammenkünfte und ihre Gewohnheiten immer noch eine Privatsache blieben. Als aber Kaiser Friedrich der zweyte, der selbst Kenner und Beförderer der Wissenschaften und der Künste und Handwerke war, die Mißbräuche der letztern abzuschaffen sich vorgenommen hatte, woran ihn aber der Tod hinderte, wurden die Handwerker aufmerksam, und ließen ihre Handwerksgebräuche, bei den Rathswahlen, privilegiren, welches sie, ihres großen Einflusses wegen, leicht erlangen konnten. Auf solche Art entstanden endlich die öffentlichen privilegirten Zünfte.

Seit der Zeit dachte man nicht auf ihre Aufhebung, sondern nur auf Mittel ihre Mißbräuche abzuschaffen. Dieses beweisen die Reichspoliceiornungen, und der Reichsschluß vom Jahr 1732.

§. 10.

(Neuere Innungen.)

Der Luxus gieng bekanntlich im dreizehenden Jahrhundert noch nicht soweit als jetzt, wenigstens begnügte man sich mit wenigern Bedürfnissen, obgleich diese wenigern in ihrem innern Werthe die heutigen mehrern übertrafen. Es fehlten damals noch viele Handwerker und Künstler, die nachher theils neue Arbeiten erfanden, theils die bereits bekannten vervielfältigten und verfeinerten. Die Buchdruckerkunst und andere gaben zu vielerlei Nachahmungen Anlaß, und so wurde eine Kunst und ein Handwerk die Mutter vieler andern. Zwischen diesen und den ältern Handwerks-

ge=

genossen war nun zwar keine InnungsVerbindung, und sie hätten derselben auch unter sich entübrigt seyn können, allein der Hang zur Nachahmung und die vorgefasste Meinung, daß eine solche, jedem einzelnen Professionsverwandten, ein besonderes Vorrecht und Ansehen im Staate gäbe, verursachten, daß jedes neu entstandene Handwerk erst zünftig und privilegiert seyn mußte, ehe die Genossen sich bei ihrem Erwerbe und der Ueberzeugung nützlich zu seyn, beruhigen konnten. Sie nahmen daher das Muster von den schon bestehenden Gilden, veränderten was zu verändern war, und suchten darauf um die obrigkeitliche Bestätigung ihrer aufgestellten InnungsArtikel nach.

Auf diese Art sind die Zünfte der neuern Professionisten entstanden, daß daher in Deutschland beinahe jeder Arbeiter

zünftig seyn muß, wenn er seinen Unterhalt durch Kunstfleiß erwerben will.

Erstes Kapitel.

Von den Lehranstalten bei Künsten und Handwerken.

§. II.

(Ursprung des Lehrstandes.)

Unter allen Völkern haben sich immer Leute gefunden, die nach ihren Neigungen und Einsichten für verschiedene Bedürfnisse gesorgt haben. So gar die wilden ungesitteten Völker die durch die Reisen eines Cooks Ansons und anderer Seefahrer bekannt geworden sind, haben dergleichen aufzuweisen gehabt, und die Europäer bewunderten, nicht ohne Grund, die Kunstwerke dieser Völkerschaften, die solche, blos aus eigener Erfindung, ohne Nachahmer anderer Nationen seyn zu können.

nen, und ohne künstliche Werkzeuge verfertigt hatten.

Unsere Deutschen Vorfahren hatten, wie bereits erwähnt ist, daran gleichfalls keinen Mangel, und es ist leicht zu ermessen, daß diese Arbeiter, durch öftere Wiederholung eines und desselben Geschäftes, nicht nur eine Fertigkeit erlangten, sondern auch, bei einigen vernünftigen Nachdenken, auf Mittel geriethen, mit mindern Zeitverluste und minderer Beschwerlichkeit ihre Geschäfte zu treiben.

Dazu dienten nicht blos allerlei Werkzeuge, sondern auch manche Handgriffe, wodurch die Arbeit ungemein gefördert, in kürzerer Zeit verfertigt und die Fabrikate zu größerer Vollkommenheit gebracht wurden.

Der Arbeiter Künstler oder Handwerksmann, der auf diese Art mehr ausrichtete

tete als sein ebenfalls fleißiger Mitgenosse, hatte mehrern Verdienst und mehrere Einnahme als jener. Die Folge davon war sein Wohlstand. Daraus entstand denn von selbst bei demjenigen, der das nehmliche Handwerk zu erlernen wünschte, vorzüglich der Entschluß, sich von diesem unterrichten zu lassen, um solchergestalt Gelegenheit zu bekommen mit seinen geheimen Vortheilen und Handgriffen bekannt und in der Folge ein Mann von gleichem Wohlstande zu werden.

Dieses ist wahrscheinlich der Ursprung des Lehrstandes bei den Handwerkern.

S. 12

(Seine Ausdehnung.)

Es ist sehr begreiflich, daß sich die Handwerke und Künste durch die Erfahrung sehr vervollkommneten, die je länger je mehr zunahmen und in absteigender Linie

Linie fortgepflanzt wurden. Eben so gewiß ist es aber auch, daß der Meister seinem Lehrlinge mehrere Kenntnisse mittheilen und dieser mehrere Geschicklichkeit erlangen konnte, weil das Fach, in welchem er Kenntnisse erwerben wollte, ausgebreiteter geworden war.

Allein, die alten Gebräuche pflanzten sich zugleich mit fort, und wurden auf keine Art den Zeiten und Umständen angemessener. Vielmehr trugen fremde Handwerksgenossen von Zeit zu Zeit mehrere hinzu, die den Künsten und Handwerken in der Folge zum größten Nachtheil gereichten. Hierzu kam noch der Umstand, daß jeder, der seinen Sohn zu einem Handwerk bestimmt hatte, in der Meinung stand, daß er ihn nicht früh genug in die Lehre bringen könnte, um bald mit seiner Profession sein Brod zu verdienen.

Die Kräfte und Jugend solcher Lehrlinge verstateten oftmals nicht, daß der Lehrling zur ProfessionsArbeit angehalten werden konnte, und darum mußte er in dem Hause des Meisters erst das Alter und die Kräfte erwarten die dazu erfordert wurden. Hierdurch kam es, daß viele Profesionisten verschiedene Jahre zu Lehrjahren festsetzten, da, bei mehr erwachsenen Lehrlingen, einige Monate zugereicht hätten.

S. 13.

(Probewochen, ob sie nützlich?)

Die Fähigkeiten der Menschen sind so verschieden als ihre Neigungen, eine Ursache weswegen sich nicht Jeder zu jedem Geschäfte schickt. Es ist daher nichts nöthiger, als daß der, welcher eine Arbeit unternehmen will oder soll, sich vorher prüfe oder geprüft werde, ob sie mit seinen Neigungen und Kräften übereinstimme.

Der

Der Befolgung dieser Regel hat der Gebrauch seinen Ursprung zu danken, daß einige Probewochen vor den Lehrjahren voraus gehen müssen.

Bleiben Lehrmeister und Lehrling der Absicht dieser Probewochen getreu; so gereichen sie beiden zum größten Vortheile, jenem, weil er keine vergebliche Mühe an einen Unfähigen verschwenden darf, und diesem, weil er nicht gefährdet wird, eine Profession ergriffen zu haben, bei der er sein Glück nicht machen kan.

Selten aber wird auf des Lehrlings Neigung Rücksicht genommen. Der Mangel an Bekanntschaft mit mehreren Professionen, der Wille der Eltern, Zuredungen und Flüchtigkeit, vertreten oft die Stelle der Neigungen. Daher kömmt es, daß viele in ihren Lehrjahren saumseelig und nach denselben mit der erlernten Profession unzufrieden werden, besonders, wenn sie

Ge.

Gelegenheit bekommen, Leute von andern Geschäften und anderer Lebensart kennen zu lernen.

Von Seiten des Lehrmeisters findet oft Nachlässigkeit oder wenigstens tadelnswerthe Nachsicht bei der Prüfung des Lehrlings Statt, die diesem sehr nachtheilig wird. Mißverständene Gefälligkeit gegen die Eltern desselben, übermäßige Hochschätzung der Profession die er treibt, Familienverbindungen, persönliche Zuneigung gegen den neuen Lehrling, Rücksicht auf zu hoffende Vortheile und andere Ursachen wirken oft so stark, daß die Fähigkeiten und Kräfte des Lehrlings zur Profession, als Nebendinge übersehen werden, weshalb, das Zeugniß für ihn dahin ausfällt: daß er zu der gewählten Profession alle gehörigen Eigenschaften habe.

Solchergestalt hintergehen sich Lehrmeister, Lehrling und dessen Eltern selbst, oder werden einer von dem andern hintergan

gangen. Unter diesen Umständen entscheiden die Probewochen nichts, und sind weder dem einen noch dem andern nützlich.

S. 14.

(Wie zuverlässigere Prüfungen anzustellen.)

Unter die Absichten die man bei der innern Einrichtung der Realschulen hat, gehört auch diese, daß die Knaben in denselben Gelegenheit bekommen, sich in unterschiedlichen Handarbeiten zu üben, damit sie hierdurch zu erkennen geben, zu welcher Profession ihre Fähigkeiten und Neigungen vorzüglich hinzielen. Die Lehrer die darauf achten, können leichter ohne Vorurtheile und Rücksichten hiervon urtheilen, als ein Professionsmeister. Dieser übersieht gewöhnlich sein Handwerk nur von den ersten praktischen Anfängen an, bis zu dem Ziele, zu dem er es in seiner Kunst gebracht hat. Jener hingegen muß aus den Quellen schöpfen, aus denen meh-

rere

rere verwandte Künste und Handwerke entspringen, und muß das Ziel derselben weiter hinaus setzen, als es der praktische Handwerker thut. Daher kan er wahrnehmen, ob und zu welchem der verwandten Handwerke sich der Lehrling schicke, und ob er die Vorerkenntnisse habe die dazu gehören, wenn er selbst erfindender Künstler und nicht blos Nachahmer werden, sondern der Kunst nützlich seyn will.

Solche Proben sind, wie die Vorerkenntnisse, von grossen Nutzen. Beide sind aber in dem Innungs Herkommen nicht begriffen, daher werden ihrer Einführung in dieselben alle möglichen Hindernisse entgegen gesetzt.

Der Handwerksmeister bleibt dabei Probewochen, nach seiner Art, zu halten, und nußt die Vorerkenntnisse nicht, sondern, sucht sie vielmehr in Vergessenheit zu bringen, indem er den Lehrling so behandelt,
als

als ob er von allem, was zur Profession gehört, noch gar nichts wüßte, und entzieht ihm darum alle Gelegenheiten sie in Ausübung zu bringen.

§. 15.

(Absichten der Lehrjahre.)

Man will in den Lehrjahren das Handwerk oder die Kunst erlernen. Hierzu gehören Kenntnisse von den Materialien, den Werkzeugen und den Produkten, von der Art die Produkten, durch Hülfe der Werkzeuge, in Vollkommenheit aus den Materialien hervorzubringen, anhaltende Uebungen um dieses mit Fertigkeit verrichten zu können, Kenntniß von den Preisen der Materialien und der Werkzeuge, Kenntniß von den Preisen der Fabrikate selbst und von ihrem vortheilhaftesten Verkauf.

Der Meister also, der den Unterricht eines Jungens übernimmt, darf nichts von
dem

dem fehlen lassen, was diesen in den Stand
setzt, bei allem was zur Profession gehört,
mit Sicherheit zu verfahren.

Er muß ihn lehren, wie er die Eigens-
schaften der Materialien, nach ihrer Brauch-
barkeit zu jedem Fabrikat, beurtheilen könne,
wo und wie theuer er jedes einzukaufen
habe, wie er es am rathsamsten, doch den
Produkten unbeschadet, anwenden müsse.
In Absicht der Instrumenten muß er ihm
ihren Gebrauch bei den vorkommenden Ar-
beiten zeigen, ihm die Fehler begreiflich
machen, die sie theils in Ansehung der Ma-
terie voraus sie bestehen, theils in Anse-
hung der Figur haben und haben können,
und wie beiden abzuhelpen stehe. Hier-
bei muß er ihm die Dauer und die Preise
eines jeden bekannt machen, und dabei be-
merken, wie die wohlfeilern zu einer und
der andern Arbeit eben so vortheilhaft und
bequem, als die theuern zu gebrauchen ste-
hen.

Bei

Bei den Fabrikaten seiner Profession muß er ihm nicht weniger einen deutlichen Begriff, von ihrer Brauchbarkeit, Dauerhaftigkeit, Bequemlichkeit und Schönheit, beibringen, und ihn lehren in welcher Maasse sämtliche Eigenschaften bei einander bestehen können, und welche, im Fall sie nicht alle vollkommen zu erlangen stehen, von geringerm Gehalt seyn können, ohne daß die Nutzbarkeit des ganzen Schaden leide.

Die Ordnung die er bei diesem Unterrichte zu beobachten hat, hängt zwar von der Reihe der Arbeiten ab, die in der Werkstatt vorfallen, und zu welchen der Lehrling praktisch angeführt wird, dieses aber ist nicht aus der Acht zu lassen, daß die Vorkenntnisse fleißig wiederholt, und wo sie fehlen, beigebracht werden.

Bei der Arbeit selbst, muß der Meister dem Lehrlinge den bequemsten Gebrauch

S

der

der Werkzeuge zeigen, und ihn so lange in einerlei Geschäfte üben, bis er darin eine Fertigkeit erlangt hat. Es versteht sich, daß immer von den leichtesten zu schwerern fortgeschritten werde, bis die Arbeiten des Lehrlings in allem, was zur Profession gehört, die erforderliche Vollkommenheit und den gewöhnlichen Werth erhalten.

Wenn es der Lehrling so weit gebracht hat; so wird er auch die Schätzung der Arbeit begreifen, ohne welche Kenntniß er immer der Gefahr ausgesetzt bleibt, entweder zu theuer oder zu wohlfeil zu verkaufen. Beides gereicht ihm zum Nachtheil, dem er eben dadurch entgehen will, daß er sich in die Lehre eines Meisters giebt. Es gehört aber zu einer richtigen Schätzung, daß er erfahre, wie viel Materialien eines bestimmten Preises zum Produkt erfordert werden, wieviel für die Abnutzung der Werkzeuge zu rechnen sey, wie die Zinsen von dem auf die Profession gewandten

ten

ten Kosten auf die Arbeit vertheilt werden müssen, wie man die Zeit, die auf die Arbeit zu verwenden ist, in Anschlag bringe. Dabei ist Rücksicht zu nehmen auf die Lebensmittel, die Hausmithe, Holz, Licht und dergleichen mehr. Eine solche Kenntniß giebt ihm erst die Gewisheit von dem Werthe seines Fleißes und sichert ihn für Schaden.

Dieses sind Mähwaltungen, die der Meister als Professionist übernehmen sollte, wenn er einen Jungen lehrt. Durch das Herkommen aber und den Innungszwang, hat diese Lehrart nicht aufkeimen können, vielmehr hat sich eine solche Behandlung der Lehrlinge eingeschlichen, die den Namen des Unterrichts auf keiner Seite verdient.

§. 16

(Ob die Absicht dennoch erreicht werde.)

Wer die Werckstätte der Handwerker und Künstler besucht, findet den Lehrjungen

R 2 selten

selten in Professionsgeschäften. Bald dient er dem Meister und Gesellen zur Aufwartung, bald verrichtet er Hausmagds Dienste, und bald beschäftigt ihn die Wartung der Kinder. Wahr ist es, daß die Ursache hiervon bisweilen an dem Lehrlinge liegt, aber nie ohne Verschulden des Meisters.

Die Arbeiten, die ihm zur Erlernung der Profession angewiesen werden, sind höchstens Handreichungen die er bis dahin verrichten muß, daß seine Lehrjahre zu Ende gehen, oder bis es dem Meister, nach den Innungsgesetzen erlaubt ist, einen neuen Lehrlingen anzunehmen. In dieser oft kurzen Zeit, in der er die Werkstatt als seine Schule betrachtet, muß er sich in den Handgriffen, die zur Profession gehören, üben, so weit sie ihm von dem Meister oder Gesellen gewiesen werden. Nur selten erstrecken sich diese über die ersten Anfangsgründe, mit deren Kenntniß er sich begnügen muß, wenn er aus
der

der Lehre tritt. Was er übrigens hätte lernen sollen weiß er nicht, und muß sich bemühen solches in den Werkstätten, in die er, als Geselle aufgenommen wird, so weit zu erlernen, als sie der Meister, selbst für den Gesellen, nicht geheim hält.

§. 17.

(Fortsetzung.)

Es ist ohne Zweifel, daß es in jeder Kunst und in jedem Handwerke geschickte Arbeiter giebt, die niemals einen Unterricht, und noch weniger einen Zunftmäßigen, gehabt haben. Beweis genug, daß sich Handwerke und Künste ohne Meister erlernen lassen. Es fehlt sogar nicht an Künstlern, deren ein jeder die Innungsmeister von verschiedenen Künsten und Handwerken weit übertrifft. Bewegungsgründe genug, daß ein Professionsmeister seine Handgriffe nicht für Geheimnisse hal-

und vielweniger gegen seinen Lehrjungen verbergen sollte. Die Ursachen aber warum er dieses thut, sind ohne Zweifel keine andern, als weil es erstlich die Innungs-Gewohnheit so mit sich bringt, 2tens weil er sich nicht verbunden hält seinen Lehrjungen Klüger zu machen, als er selbst in der Lehre geworden ist, weil er 3tens unwissende Gesellen von fremden Orten her bekömmt, wodurch er sich entschuldigt glaubt, wenn er gleich unbrauchbare wieder dahin schickt und 4tens, weil es ihm entweder selbst an Kunstgeschicke oder an der Gabe fehlt andern seine Kenntnisse mitzutheilen.

Fragt nun ein Meister sich selbst, warum und wofür er sich von seinem, durch sein Verschulden unwissenden Lehrlinge, Lehrgeld bezahlen, oder so lange bedienen lasse, bis er das Lehrgeld reichlich verdient hat; so beantwortet er sich diese Frage ebenfalls dadurch, daß er in seine Lehrjahre zurück gehet, die Handwerksgebräuche zu

Mathe

Rathe zieht, und sich hieraus, und aus täglichen Erfahrungen Beispiele samlet, die ihn, aber sonst Niemand, mehr, als alle Grundsätze, von der Rechtmäßigkeit seines Verfahrens, überführen.

Von Seiten des Jungens aber oder dessen Eltern könnte, vor angetretenen Lehrjahren, gefragt werden: Warum der Knabe durchaus bei einem zünftigen Meister in die Lehre gegeben werden müsse, da es bekannt wäre, daß andere als zünftige Arbeiter, für das Lehrgeld, weit treuer unterrichten, auch ihre Lehrlinge nicht zu niedrigen Hausgeschäften gebrauchen würden?

Auf diese Frage wäre wohl nichts anders zu antworten, als daß der privilegierte Innungszwang dieses in Deutschland nothwendig mache. Denn, wäre auch der Junge Genie genug, die Kunst, in welcher Innungen fürhanden sind, ohne Anführer

zu erlernen; oder er bediente sich des Unterrichts eines nicht zünftigen Künstlers, und erreichte darin die größte Geschicklichkeit; so fände er doch als Geselle keinen Aufenthalt in irgend einer Werkstadt, wollte er aber, auffer einer solchen, seine Kunst treiben und sein Brod damit verdienen; so würde er von den Professionsmeistern verfolgt, seiner Produkten und Handwerksgeräthe beraubt, und überdem mit seinen Klagen nicht gehört werden, weil seine Gegner privilegiert sind.

Was ihm aber in Ansehung seiner Kunst in dem einen Lande Deutschlands unangenehmes wiederfahren kan, hat er in dem andern, wo ebenfalls Zünfte Statt finden, zu gewärtigen.

Unter diesen Umständen sind die Ursachen augenfällig, welche die Künste in Deutschland so lange unter dem Druck gehalten, und den Ausländern geholfen haben,

ben die ihrigen mehr und mehr empor zu bringen.

S. 18.

(Hindernisse von Seiten der Lehrlinge.)

Manchem rechtschaffenen Meister würde zu nahe geschehen, wenn man ihm die ganze Schuld von den geringen Fortschritten, die der Lehrling in seiner Kunst gethan hat, beimessen wollte. Verstand, Neigung, und Kräfte von Seiten dieses, tragen oft vieles dazu bei, daß der Lehrling zurück bleibt. Und obgleich die Probewochen alles dieses ins Licht setzen, und dem Meister Beweggründe geben könnten, den Lehrlingen nach Beschaffenheit jener Eigenschaften, anzunehmen oder abzuweisen; so sind doch wenige Meister vermögend, ihre vernünftigen Ueberlegungen mit den Vorurtheilen, die aus den Zunungsgebräuchen erwachsen, und mit den Beispielen, daraus jene begründet werden, dermaßen zu vergleichen, daß sie einen Ent-

K 5

schluß

Schuß faßten, an dem vorgefaßte Meinungen keinen Antheil hätten. Nehmen aber auch menschliche Schwachheiten, die bei wenigen Handlungen ausgeschlossen bleiben, einigen Theil daran; so können sie dem Meister nicht ganz zur Last fallen.

Unter den besondern Fehlern aber, die dem Lehrlingen an Erlernung seines Handwerks hindern, sind die vorzüglichsten folgende. 1) Merkliche Stumpfsheit des Verstandes oder hoher Grad von Einfalt. Eine Profession sey auch die leichteste von allen; so kann sie doch nicht ohne einiges Nachdenken gelernt und getrieben werden, ob es gleich durch Erfahrungen bestätigt ist, daß auch die einfältigsten Menschen einzelne Dinge mechanisch ausarbeiten lernen, die sie, wie die Spinne ihr Gewebe, mit größter Genauheit zu Stande bringen. Zu Erlernung mehrerer Dinge aber können sie nicht wohl angeführt werden, und am aller;

allerwenigsten zur geschickten Zusammen-
setzung, die jedoch bei jedem Handwerk
erforderlich ist.

Nachlässigkeit und Faulheit nehmen
die 2te Stelle unter erwähnten Fehlern
ein. Der Lehrmeister sey so gut und so
bereitwillig zum Unterrichte als er wolle;
so wird er doch endlich durch anhaltende
Faulheit des Lehrlings ermüdet, sein Fleiß
läßt nach, und verlöscht ganz, wenn er
keine Besserung wahrnimmt: Hat er sich
auch angelegen seyn lassen dieselbe durch
Vermahnungen und Strafen zu heben; so
können ihm, im Fall keine Besserung erfolgt,
die Folgen der Faulheit nicht zugerechnet
werden. Besitzt zten^s ein Lehrlinge das
Laster der Widerspänstigkeit, es mag sol-
ches aus Eigendünkel oder aus bösen Her-
zen herrühren; so ist es allemal mit Belei-
digung des Meisters verbunden, indem
es ihm Hindernisse in Erreichung seiner
Ab-

Abfichten legt, und ist hinreichende Ursache zur harten Behandlung, die auf Seiten des Meisters Bitterkeit, und bei dem Lehrlinge Unzufriedenheit zuwege bringt, welche beide dem Unterrichte schaden.

Der Mangel an körperlichen Kräften, an der nothwendigen Geschmeidigkeit, und Fehler an einem oder dem andern Sinne, der bei der zu erlernenden Profession unentbehrlich ist, entschuldigen 4ten den Lehrling, wenn er unwissend oder ungeschickt aus der Lehre kömmt, und befreien zugleich den Meister von allen Vorwürfen.

Man erwartet von einem Jungen der in die Lehre tritt, keine sonderliche Ausbildung, besonders weil der Schritt den er thun soll, entweder nicht vorher bedacht ist, welches bei elternlosen Kindern gar oft vorkommt, oder weil man ihn zu beschleunigen sucht. Es ist daher sehr gewöhnlich, daß die Lehrjungen die bekann-
ten

ten Jugendfehler mit in die Werkstatt nehmen, die um desto auffallender werden, je wenigern Unterricht der Junge in den Schulen genossen hat, und je weniger er unter ausgebildeten Menschen erzogen ist. Man gedenke sich einen Jungen aus der niedrigsten Classe vom Lande — seine Kindheit verstreicht, ohne daß an seiner Ausbildung im geringsten gearbeitet wird. Er besucht, wenn er mehr herangewachsen ist, die Schule, jedoch nur im Winter, im Sommer hütet er das Vieh, oder wird zu Handreichungen in häuslichen und ländlichen Geschäften gebraucht, hierbei vergißt er was er in der Schule gelernt hat, und fängt jeden Winter wieder von vorn an, bis er confirmirt ist, und seine sittliche Ausbildung für vollendet ansiehet. Alle diese Fehler aber können nicht hindern daß er die Profesion nicht lernen sollte, wenn nur die obenerwähnten davon ausgeschlossen bleiben.

(Ob der Meister auf die Sitten seiner Lehrlinge zu achten habe.)

Die Jahre in denen der Lehrling die Profession lernen soll, sind auch eben die in welchen er, den in den Schulen gelegten Grund zur Tugend, Religion und guten Sitten, durch anhaltende Uebung, zur Fertigkeit bringen muß, wenn er ein guter Christ, ein nützlicher Mann, und ein geachteter Bürger des Statts, das ist überhaupt genommen, wenn er ein glücklicher Mensch werden will. Daß die Absicht der Eltern, der Verwandten und der Vormünder in jedem Falle hier, ausgerichtet seyn sollte, daran ist nicht zu zweifeln, wohl aber an dem, daß sie sie wirklich hätten oder daran dächten, hier kömmt es aber darauf an zu wissen, durch welche Mittel und durch wessen Unterstützung er dazu gelangen könne? Er bedarf Unterricht in jeden besondern Fällen, Ermahnungen und Beispiele. Sein bestimmter Aufenthalt ist die Wohnung

nung und die Werkstatt seines Meisters,
 sein Umgang dessen Familie und der Ge-
 sellen, den er seiner Lage noch nicht abän-
 dern darf noch kan, wenn er den vor Augen
 habenden Zweck erreichen, das ist, die Pro-
 fession erlernen will. Eben dieses Haus
 oder Werkstatt muß daher seine Schule,
 und die Personen in denselben, müssen sei-
 ne Lehrer und zugleich die Muster seyn,
 nach denen er sich zu bilden hat. Von
 allen diesen ist der Meister die erste und
 vornehmste Person, und zugleich die, der
 der Lehrjunge am meisten am Herzen liegen
 muß, da er ihm ganz übergeben ist, und
 von ihm sein Wohl und Weh, auf seine
 ganze künftige Lebenszeit, abhängt. Dem
 Lehrlinge aber begreiflich zu machen, daß
 er sich auch im Sittlichen nach diesen Leu-
 ten richten müsse, erfordert keine weitläuf-
 tigen Ueberredungen. Er wird es gewohnt,
 sich unter den Augen seines Meisters zu
 beschäftigen, seinen und der Gesellen An-
 weisun-

weisungen in den ProfessionsArbeiten zu folgen, beide arbeiten zu sehen, und ihnen hierin nachzuahmen. In dieser Gewohnheit bleibt er nicht bei den Handarbeiten stehen, er achtet auf ihr ganzes Betragen und ahmt dem am meisten nach, dessen Handlungen seinen, des Lehrjüngens, Neigungen entsprechen. Da der Meister alle Abweichungen leicht wahrnehmen kan, die der Junge in seinem Unternehmen begeht; so bedarf es nur einer kleinen Zurechtweisung, um ihn auf den rechten Weg zu bringen. Dieses kan in aller Kürze geschehen, und ist dem Meister weniger beschwerlich, als wenn er ihm theoretische Regeln und Erläuterungen zu Einrichtung seines Betragens geben sollte, die ein Handwerksmann selten so deutlich denkt, daß er sie andern faßlich mittheilen könnte.

S. 20.

(Eigenschaften des Meisters, wenn er dieser
Pflicht genüge leisten will.)

Der Meister, seine Gesellen und wer
zu seiner Familie gehört, sollen dem Lehr-
jungen Muster zu seiner sittlichen Bildung
seyn, so wie der Meister seiner sämtli-
chen Familie und seinen Gesellen zum Mus-
ter dienen muß. Dieses setzt zum Vor-
aus, daß er einen exemplarischen Lebens-
wandel führe, die bürgerlichen und häusli-
chen Tugenden beobachte, und in seinem
Hause, und unter denen die ihm unter-
geben sind, nichts dulde, was diesen Er-
fordernissen entgegen läuft. Er muß
daher vor allen Dingen die Christenpflichten
beobachten. Diese sind zu bekannt und
werden so oft eingeschärft, daß sie keiner
Wiederholung bedürfen. Ihre Anwen-
dung auf die bürgerlichen und häuslichen
Tugenden aber, wird zu selten gemacht, als
daß

daß sie hier zu übergehen wäre. Ich führe sie aber nur namentlich an, und überlasse es übrigens dem Gefühl eines jeden, die Nothwendigkeit den Nutzen und die Schönheit derselben zu beherzigen.

Zu den bürgerlichen Tugenden gehören der Gehorsam gegen die höhere und niedrigere Obrigkeit, Aufrichtigkeit und Rechtschaffenheit in allen Handlungen, und Wahrheitsliebe in jeder Behauptung, Gerechtigkeit im Umgange mit den Mitbürgern, und Bereitwilligkeit Jedermann hülfreiche Hand zu bieten, der irgend etwas nütliches zu beschaffen unternimmt. Nachgiebigkeit bes zweifelhaften Fällen, erwirbt, ausser der Hochschätzung die aus diesen Tugenden fließt, Vertrauen und Zuneigung. Bescheidenheit Höflichkeit und freundschaftlicher Umgang machen die ernsthaftesten Geschäfte gefällig und milde. Er wird hierdurch bei seinen Obern beliebt, von seinen Mitbürgern

geehrt, und erwirbt sich die Ehrerbietung von Seiten seiner Untergebenen. Der Lehrling, der einst Meister zu werden denkt, findet dieses alles schön, und gewöhnt sich, aus angebohrner Ehrliche, unvermerkt an ein ähnliches anständiges Betragen.

Uebereinstimmung der häuslichen Lebensart mit jenen Tugenden, machen das Beispiel vollkommen das der Meister seinen Hausgenossen geben soll. Männlicher Ernst mit Sanftmuth und Liebe verbunden; nimmt den Befehlen das anstößige, und hindert den Widerwillen sie zu befolgen. Eheliches gutes Betragen, und Vermeidung aller Ausschweifungen bestes Eltern und Kinder näher an einander und ist die Mutter der Folgsamkeit, der Liebe und vieler damit verbundener angenehmer Folgen. Strenge Ordnung in dem Hauswesen und in den Professionsgeschäften, Fleiß und ErwerbsBetrieb befördern den

§ 7 Wohl

Wohlstand, und entfernen die Sorgen, die durch kostbare Zerstreungen auf kurze Zeit gemindert werden, aber bald darauf vervielfältigt hervorsprossen.

§. 21

(Ob sich jeder Professionsmeister dazu schicke Lehrer in seiner Kunst zu seyn.)

Die Innungsmeister haben sich von jeher das Recht angemaset Jungens in die Lehre zu nehmen, ohne daß die Zünfte oder Innungen je eine andere Prüfung mit ihnen angestellt hätten als eine solche, welche zum Beweise dienen kan, daß sie die, in der Profession üblichen Arbeiten, in der gewöhnlichen Vollkommenheit, zu Stande bringen können.

Wie unzureichend dergleichen Geschicklichkeiten zu dem Lehrstande sind, erhellet aus dem Vorhergehenden. Die Selbstliebe aber, und der Mangel an richtigen

tigen Kenntnissen, überreden jeden Meister daß er sich mit allen dazu gehörigen Eigenschaften hinreichend begabt hält, und wieviel trägt nicht der zu hoffende Gewinnst hierzu bei? Der anzunehmende Lehrling muß ein ansehnliches Lehrgeld bezahlen, oder dasselbe durch verlängerte Lehrjahre abverdienen. Er muß Hausdienste verrichten, wodurch ein Domestik erspart wird. Hierbei kömmt der Lohn nicht allein in Anschlag, sondern auch vorzüglich dieses, daß der Lehrjunge seine Dienste nicht wie ein gewöhnlicher Domestik aufkündigen darf, und sogar bei einem harten Joche, seine Lehrjahre aushalten muß. In der That eine Verfassung die von Policei wegen nicht begünstigt werden sollte, indem sie den Geist der Lernenden niederschlägt, die Handwerker und Künstler in eine zu niedrige Menschen Classe herab setzt, viele von Erlernung derselben abschreckt, und im Ganzen dem gesunden Wachstume der Professionen schadet.

(Einige Ursachen des größern Emporkommens ausländischer Professionen.)

Die Idee der Unterwürfigkeit, oder, wie Tacitus sagt, der Knechtschaft, klebte auch damals den alten Deutschen noch an, da sie von selbiger schon entbunden waren. Selbst auf die größten Künstler machte dieses Eindruck, und pflanzte sich in denselben so lange fort, als sie deutsche Künstler blieben. Die Ursache war, weil sie in niedriger Lebens und Denkungsart erzogen waren, die bei den Professionisten durchaus eingeführt und beibehalten wurde. Nur dann, wenn sich ein solcher über die Grenzen seines Vaterlandes wagte, und in Frankreich, Engelland, Holland und Rußland, den Werth der Professionen mehr geschätzt, und die Künstler, selbst unter die geachteten des Staats gerechnet sahe, wuchs auch in ihm die Meinung von seinem eigenen Werthe, die seine

Blö,

Blödigkeit verscheuchte und ihn aus seinem bisherigen Denkkreise heraus hob. Er ahmte seinen neuen Kunstgenossen nach, gewöhnte sich an eine richtigere Denkungsart und an bessere Maniren, eröffnete sich dadurch den Zutritt in solche Gesellschaften, dergleichen er in seinem Vaterlande zu besuchen nicht wagen durfte.

Das schmeichelhafte Glück, das er auf diese Art im Auslande fand, machte, daß er sich selten wieder nach seine Heimat sehnte, und wenn nicht Anhänglichkeit an die zurückgelassenen Verwandten, ein anders erheischte, ließ er sich daselbst lieber nieder, als daß er hätte zurück kehren sollen. Daher kam es also, daß Deutschlands größte Genies in andern Reichen nicht nur ihr Glück machten, sondern auch die KunstProdukte in denselben emporbringen halfen. Dies schadete den Deutschen schon in so fern, als sie ihr Geld aus dem

£ 3 £ ande

Landen schicken mußten, an Staat sie solches erspahrt und noch mehreres herein gezogen hätten, wenn den Genies Gelegenheit gegeben worden wäre, sich im Vaterlande auszubilden und die Ausländer so zu übertreffen, als die deutschen Künstler durch ihre auswärtigen Landesleute, übertroffen wurden.

§. 23.

(Fortsetzung)

Dieses Auswandern deutscher Künstler, ist es aber nicht so sehr, was die Künstler in Deutschland niederhält; sondern der Mangel an Unterstützung, der in ihrem Vaterlande herrscht. Die Ursachen hiervon sind nicht weit zu suchen, sondern liegen schon in der angezeigten Innungs-Verfassung der Deutschen.

Hätten die freien Engländer und die lebhaftesten Franzosen ähnliche Zunftgebräuche

bräuche wie wir Deutschen gehabt; gewiß sie hätten sich, in ihren Erfindungen und in der Ausbildung ihrer Produkte, nicht über die Deutschen erhoben. Aber eben die Achtung, die ihren Professionisten erwiesen wurde, und das eigene Gefühl ihrer größern Kenntnisse, vor andern ihrer Mitbürger, hob ihren Geist und ihre Lebensart empor. Sie führten keine entehrende Handlungen und Gebräuche bei sich ein, und sonderten sich nicht von höhern Ständen ab, vielmehr suchten sie und erhielten Umgang und Verbindungen mit denselben. Hierdurch kam es, daß sich Personen, die in Deutschland Leute von Stande heißen, nicht schämten, ihre Kinder Handwerke und Künste lehren zu lassen, weil diesen, weder in ihren Lehrjahren, erniedrigende Demüthigungen wiederzufahren, noch die Achtung, die sie sich durch Fleiß und Kunstgeschick zu erwerben hoffen konnten, gering zu schätzen war. Da

§ 5

durch

durch kam es auch, daß den Professionen nicht die ärmsten und rohesten Kinder gewidmet wurden, sondern solche, die Anstand und Lebensart mit in die Lehre brachten, und die Kosten, die ihre Profession erforderten, nicht erst mühsam verdienen mußten, sondern von ihrem eigenen, oder von der Verwandten Vermögen, bestreiten konnten. Diese Beihülfe kam ihnen auch zu statten, wenn sie aussergewöhnliche Kosten auf Kunstwerke aufzuwenden hatten, die entweder ganz ihrer Erfindung zuzuschreiben waren, oder deren Vervollkommnung sie sich angelegen seyn ließen.

Die Deutschen Handwerker fühlen es selbst, daß sie bei ihrer Profession in der Niedrigkeit leben, und weil sie ihren Kindern ein besseres Schicksal wünschen; so erziehen sie solche, nur im Nothfall, zu ihrem Gewerbe, und suchen sie vielmehr der mehr geachteten Handlung oder dem Studiren

Siren zu widmen, und, wenn dies nicht gelingen will, sie bei solchen Herren unter zu bringen, die ihre niedrigen Dienste mit der Zeit durch einträglige Bedienungen belohnen können. Die Professionisten müssen daher abermals zu frieden seyn, wenn sie Lehrlinge aus der ärmsten und rohesten Classe erhalten, die ihnen ihre Hausgeschäfte darum verrichten, um der- einst von ihrer Handarbeit leben zu können.

Der KostenAufwand aber, der erfordert wird, wenn ein deutscher Professionist außer- gewöhnliche Kunstarbeiten zu machen Geschil hat, ist nicht leicht eher herbei zu schaffen, als bis er sie durch gewöhnliche Arbeiten erworben hat. Hierzu gehört eine lange Zeit und viel Glück. Hat er es aber dahin ge- bracht, daß er den erforderlichen Aufwand bestreiten kan; so ist gewiß sein Feuer schon verloschen und die rege Begierde, etwas vorzügliches in seiner Profession zu leisten, gemäßigt, überdem aber auch die Besorg-
nis

nitz zu groß, ein Capital zu verliehren, dessen Erwerb, so viele Jahre und Mühe erfordert hat, daß er Geschicklichkeit und Neigung lieber unterdrückt, als etwas von seinem Vermögen wagt, was ihm oder seinen Kindern verlohren gehen könnte, weil, auch im Fall, daß die Arbeit vollkommen gerieth, doch der Geschmack für Ausländische schlechtere Produkte herrschender ist, als für die einländischen bessern, weswegen er nicht allein mit einem geringen Preise zufrieden seyn müste; sondern auch seine Ehrliche, die ihn zu einer solchen Arbeit angetrieben hat, nicht befriedigt sehen würde.

S. 24.

(Ob und wie die Mißbräuche der deutschen Professionisten zu heben stehen?)

Die besten Einrichtungen sind nie so vollkommen gewesen, daß sie nicht durch Mißbräuche hätten entstelt werden können.

Die-

Dieses haben auch die Professionen erfahren, welche täglich Beweise davon aufstellen, Es ist schwer, aber darum nicht unmöglich, daß dergleichen eingeschlichene Mängel wieder weggeschafft werden, dieses bestätigen vielfältige Erfahrungen. Die wir immer vor Augen haben. Die Ursachen aber, daß an eine solche Säuberung nur selten Hand angelegt wird, liegt theils darin, weil die Mißbräuche denen entweder unbekannt bleiben die für ihre Wegräumung Sorge tragen würden, oder weil sie durch die Länge der Zeit für wesentliche Nothwendigkeiten angesehen werden, theils aber auch in dem allmählichen Anwachse ihrer Größe, welcher verursacht, daß ihre Aufhebung anfänglich Zweifel erregt, und bei nähern Erwegen den Muth ganz und gar niederschlägt, wodurch er zur Ausführung entweder zu schwach wird, oder ganz erliegt.

Denkt man sich die große Anzahl der deutschen Handwerker, ihre manigfaltigen Ver-

Verbindungen und Privilegien, den Antheil, den jeder Staat und jeder einzelne Bürger an ihrer Existenz nimmt, ihre Beharrlichkeit bei ihrem Herkommen, alle willkürlich angenommene, dem besten der Künste nicht entsprechende, Meinungen und Grundsätze, u. s. w.; so sieht man ein, daß man mit einem unüberwindlichen Heere von Vorurtheilen zu kämpfen haben würde, wenn man den Innungsmißbräuchen Einhalt thun wollte, gegen welche weder Gewalt noch List etwas ausrichten würden.

Der erste furchtbare Anblick verschwindet aber bald, wenn man erwägt, daß ein großer Theil dieser Menschenmasse sehr geneigt sey vernünftigen Gründen Gehör zu geben. Wäre der Theil aber auch nur klein; der zur Ablegung eines oder des andern Mißbrauches bewogen würde; so entstehet doch schon hierdurch eine Verbesserung im Ganzen. Bringt aber

aber eine solche Verbesserung, außer dem Nutzen den sie den Künsten schafft, auch jedem Professionsmeister der sie annimmt, Vortheile zu wege; so ist kein Zweifel, daß nicht ein einziger Vorgänger mehrere Nachfolger haben werde, und wenn dieser Verbesserer den Schutz der Obrigkeit erhält, welches in policirten Ländern der Fall gewiß ist; so folgt nichts zuverlässiger, als daß wenige zurück bleiben werden die eine solche Neuerung nicht mit Freuden annehmen sollten; blos aus dem Grunde, weil sie ihrem bessern Gewerbe zuträglich ist.

Eine Verbesserung dieser Art, ziehet mehrere dergleichen nach sich, und findet sie auch nur in einem kleinen Bezirke Statt; so dehnt sie sich gewiß bald weiter aus. Derjenige aber, der den Grund hierzu legen will darf die großen Schwierigkeiten nicht scheuen, die ihm anfänglich im Wege zu stehen scheinen vielmehr
wird

wird er sie, nach einer Verbesserung scheinbarer Kleinigkeiten, von selbst verschwinden, und den Flor der Gewerbe aufwachsen sehen.

Keine Sache von Wichtigkeit ist je mit einemmale zu Stande gekommen, sondern hat, außer den Vorbereitungen dazu, eine Zeit zu ihrer Wirklichwerdung erfordert. Derjenige Verbesserer der deutschen Professionisten wäre daher zu tadeln, der mehr als ein allmähliches Emporkommen seiner gelegten Keime verlangen wollte.

S. 25.

(Wobei der Anfang zu machen sey.

Es ist jedem vernünftigen Manne augenfällig, daß Unwissenheit und Mangel an gesunder Beurtheilung schuld daran sind, daß die Mißbräuche die Oberhand vorzüglich da bekommen, wo die mehresten Stimmen entscheiden.

Dies

Dies wird man am leichtesten in den
Zusammenkünften mehrerer Professionisten
gewahr, wenn man auf die Unterredun-
gen achtet, die ihre Innungsgebräuche
betreffen. Das Resultat das sie fassen
wird allemal dahin ausfallen, daß sie ih-
re Gebräuche als etwas wesentliches der
Profession ansehen, von dem, ohne Um-
sturz des ganzen Gewerbes, nichts geändert
werden darf.

Es ist ihnen zu verzeihen, weil man
aus Erfahrung weiß, wie schwer es so gar
bei großen Geistern hält, eingefogene
Vorurtheile und Aberglauben abzulegen.
Spricht man aber mit einem und dem an-
dern vernünftigen Innungsmeister, der
zu dem allgemeinen Beschlusse seine Bei-
stimmung gegeben hat, besonders; so
weicht mancher, der Verstand und guten
Willen hat, von seiner Meinung ab,
und gesteht, daß er mit dem Strome
schwimmen müsse, weil sein Wieder-

M

spruch

spruch von keinen nützlichen Folgen seyn würde.

Sollte es wohl nicht, durch eine freundschaftliche Uebereinkunft mit dergleichen vernünftigen Männern, möglich seyn, wenigsten den Anfang zur Aufhebung der Innungsmißbräuche zu machen? Ein Vorschlag, wie dieses anzustellen sey, wird hier nicht am unrechten Orte stehen. Zu dem, was dem Meister zu thun frei gelassen ist, gehört auch die Befugniß den Lehrling nach seinem Willen zu behandeln; so bald er die Innungs-Gebühren berichtigt hat. Was hindert ihn aber sich als einen wahren Lehrmeister desselben zu betrachten; so bald ihm die Pflicht, von dem Herkommen abzuweichen, vor Augen gelegt wird, und vorzüglich in dem Falle, wenn der Innungsgebrauch nicht allein wichtigen Verbindlichkeiten widerspricht; sondern selbst dem Lehrmeister zum Schaden gereicht.

Um

Um ihn aber davon zu überzeugen, daß er unausbleiblichen Schaden leide, wenn er den Lehrling zu Hausdiensten gebrauchen und einen Diensthöten dadurch ersparen, den Unterricht in der Profession aber, bis auf die letzte Zeit der Lehrjahre verschieben will, lege man ihm die natürlichste Rechnung vor. Nach einer solchen bringt ihm der Junge nichts mehr als den gewöhnlichen Gesinde Lohn ein, denn seine übrige Unterhaltung beträgt eben so viel als die Unterhaltung einer Dienstmagd. Zugleich mache man die Rechnung von dem, was ihm der Lehrjunge einbringen könne; wenn er zur Professionsarbeit angehalten wird, und vergleiche diesen Gewinnst mit dem ersparten Lohne. Es müßte eine schlechte Profession seyn, wenn ein Lehrling, der Lust und Fähigkeit hat, und dabei gut angewiesen wird, nach den ersten vier Wochen, nicht so viel verdienen sollte,

M 2

als

als ein gemeiner Diensthote auf eben so lange Zeit an Lohn bekommt.

Es läßt sich keine Rechnung entwerfen, die auf alle Professionen genau paßt, weil der Erwerb bei allen nicht gleich groß ist. Nimmt man aber die bekanntesten, nemlich Schneider und Schuster zur einseitigen Richtschnur an; so wäre es ein Beweis, daß sich der Lehrling schlechterdings nicht zu dem Handwerk schicke, wenn er bei dem Schneider nicht, in Zeit von 3 Tagen, staffiren lernen, und diese Kunst in vier Wochen, bis zur gewöhnlichen Fertigkeit bringen sollte. Oder wenn ein anderer bei dem Schuster, in einer eben so langen Zeit, nicht Absätze pappen, Pechdraht machen und Borsten einzudrehen gelernt hätte. Man gehe weiter, und gebe jedem abermals 4 Wochen Zeit, in welcher der erste eine Strichnath, ein Knopfloch und eine Ränderiernath zu machen

hen lernen muß, der zweete aber das Oberleder mit der Brandsohle zusammen zu nähen, die Sohle auf den Rahmenschuh setzen und den Absatz beflößen lernt; so können schon der Schuster und Schneiderjunge, nach Verlauf von zween Monaten, die Stellen gewöhnlicher Gefellen vertreten. Giebt man den dritten Monat zu, damit sich der Schneiderjunge übe, durch anziehen und ausdehnen, oder nach der Kunstsprache, durch Einhalten und Auslassen, der Arbeit ein Geschick zu geben; der Schuster aber, um eine Sohle auf einen durchgenähten oder umgewandten Schuh zu setzen; so sind beiderseits Lehrlinge denen Gefellen ihrer beiderseitigen Professionen an Geschicklichkeit gleich, die auf ein Wochenlohn von einem halben Rthlr bis 24 Mgr. Anspruch machen.

Da der Meister dem Lehrlinge keinen Lohn zu geben schuldig ist, welchen er dem

M 3

Geo

Gesellen geben müßte, der Erwerb des Lehrlings aber, dem Erwerbe des Gesellen gleich kömmt; so kan der Meister, schon in dem ersten Jahre auf einen ansehnlichen Verdienst, durch den Lehrling, rechnen. Schlägt man diesen nur nach dem ersparten Wochenlohne an; so verdient der Meister durch den Jungen schon im ersten Jahre 19 Rthlr. 18 mgr. wenn man ein mäßiges Wochenlohn annimmt, und in jedem der folgenden 26 Rthlr. Rechnet man den gewöhnlichen Diensthoten Lohn hiervon ab; so bleibt für den Meister auf 3 Lehrjahre ein Ueberschuß von 47 Rthlr. 18 mgr. ohne auf das zu sehen, was er außer dem an der Arbeit gewinnt.

Sollte dieser Gewinn nicht einleuchtend genug seyn, einen vernünftigen Professionsmeister zu überzeugen, daß es sein eigener Schade sey, wenn er den Lehrlingen zu anderer als zur Professionsarbeit

beit anhält, und daß der Ueberschuß von
des Lehrlings Arbeit wohl verdiene, daß
er mehr als gewöhnlichen Fleiß auf seinen
Unterricht wende?

§. 26.

(Fortsetzung)

Findet sich ein Meister geneigt einen
Lehrling unter den Bedingungen anzuneh-
men, die bis hierher vorgeschlagen sind;
so wird der Nutzen, den beide davon ha-
ben, nicht verkannt, vielmehr nehmen an-
dere Meister Beispiele daran, und verbess-
ern ihre Lehrart. Von Seiten der El-
tern und Vormünder aber, entstehet größ-
ere Achtung für Professionen, und größes-
rer Reiz ihre Söhne oder Pflegebefohlene
denselben zu widmen. Soll aber der erste
Schritt, der hierin gethan wird, von dem
besten Erfolge seyn; so müssen auch die
ersten Lehrlinge in ihrer Art vorzüglich gute

M 4

Eigen

Eigenschaften besitzen, damit sie sich in dem Stande, worein sie getreten sind, vor andern Ihresgleichen destomehr auszeichnen. — Dieses hat derjenige nicht aus der Acht zu lassen, der zur Verbesserung der Künste und Künstler beitragen will. Hat eine solche Einrichtung einmal Wurzel gefaßt; so kan es an ihrem guten Wachsthum nicht fehlen. Der Meister, die ihre Lehrlinge der Absicht gemäß behandeln, werden mehrere, und zugleich wächst die Anzahl guter Lehrlinge. Beide werden geachteter, und der Stand, der vielen anstößig war, hört auf es zu seyn. Die Folgen davon erstrecken sich weiter, ich muß ihre Anzeige aber einer Fortsetzung dieser Abhandlung vorbehalten. Nur eine einzige will ich hier berühren, nemlich diese: Daß es dem Lehrmeister bei verbesserter Behandlung der Lehrlinge nie fehlen werde, aus mehreren zu wählen, und eben dadurch dem Staate tüchtige Handwerker zu

zu bilden, und dergestalt für die größere
Ausnahme der deutschen Künste zu sorgen.

S. 27.

(Einige Einwendungen gegen die Vorschläge
und den Erwerb durch Lehrlinge.)

Es fehlt bei den gegründetsten Vor-
schlägen zu Verbesserungen niemals an
Widersprechern, und zu bewundern wäre
es aus manchen Gründen, wenn sie unter
den Professinnisten fehlen sollten.

Nimmt man ein bedenkliches Kopf-
schütteln und bedeutendes; Das geht nicht!
nicht als völlige Wiederlegung an; so sind
folgende Gründe die wichtigsten die vorge-
bracht werden.

Erstlich sagen sie: Könnte mancher Mei-
ster keinen Jungen halten, wenn er ihn
zu keiner andern als zur Professions-
Arbeit anhalten sollte, weil es manchem

zu Zeiten an dergleichen fehlte, daher müßte er ihm alsdenn das Brod umsonst geben.

Dieser Einwurf ist gegründet, beweist aber weiter nichts, als daß solche Meister keine Lehrlinge annehmen müssen, weil sie im entgegengesetzten Falle der Profession und ihrem Emporkommen schaden.

Zweitens. Ein Lehrling könne eine Profession in so kurzer Zeit nicht begreifen als mancher wohl glauben mögte, der keine Rücksicht darauf nähme, daß die Handgriffe nicht gelehrt, sondern durch lange Übung und Nachdenken erlernt werden müßten.

Daß eine Kunst nicht eben so bald als eine andere gelernt werden könne, ist begreiflich, weil sich manche mit ungleich mehreren Gegenständen als die andern beschäftigt, mehrerlei
Mate

Materialien verarbeitet und ihre Kunstwerke unter mehreren Gestalten darstellt. Dieses läßt sich aus der Vergleichung mehrerer Künste und Handwerke gegen einander leicht einsehen. Man vergleiche zum Beispiel die Apotheker- und Barbierkunst, die Tischler und Steinseher Profession mit einander, so wird man davon überzeugt werden.

Was aber die Handgriffe betrifft, die von dem sinnlichen Gefühl abhängen; so ist dieses ein Vorgeben derer, die entweder zu nachlässig oder zu stumpf am Verstande sind, daß sie nicht gelehrt werden könnten. Den Fall allein ausgenommen, wo es auf ein äußerst verfeinertes Gefühl ankommt, welches aber bei wenigen Künsten vorfällt.

Drit

Drittens. Könne man den Verdienst, den der Meister von der Arbeit des Lehrlings habe, nicht berechnen, weil nicht alle Lehrlinge mit gleichem Fleiße und Geschwindigkeit arbeiteten.

Letzteres ist gegründet, beträgt aber nur wenig, wenn man solche Lehrlinge annimmt, denen es weder an Lust und Verstande, noch auch an gesunden Sinnen und Gliedmaßen fehlt, in so fern letztere zur Profession nöthig sind.

Das erste hingegen beruhet auf einem Vorurtheile das noch aus den Zeiten herstammt, da man alle Handwerksarbeiten für Geheimnisse hielt. Diese sind aber jetzt verschwunden, denn man kennt die Handgriffe, die Preise der Materialien und der Instrumente, und kan die Zeit, die zu
der

der Arbeit gehört, genau bestimmen.

Anderer Einwürfe sind von minderer Erheblichkeit, und widerlegen sich von selbst, so bald sie mit der Absicht verglichen werden, die durch den Unterricht der Meister bewirkt werden soll.

S. 28.

(Wie und wie hoch das Lehrgeld zu bestimmen sey.)

Man ist daran gewöhnt jedes Ding zu schätzen was irgend eine Beziehung auf ein anderes haben kan, ob gleich der Werth der Dinge selbst, auf keine Art bestimmt ist. Ein Pfund ist ein Pfund, aber der Werth des Pfundes ist unausgemacht, und wird verschiedenen Dingen nur willkürlich beigelegt, je nachdem mehrere Menschen darüber einig geworden sind. So schätzt man z. B. ein Pfund Gold 16 mal so

so hoch als ein Pfund Silber, und so geht es bei andern Dingen, da man keinen andern Grund als die Gewohnheit oder das Herkommen beibringen kan.

Wie es sich mit den körperlichen Dingen verhält; so geht es auch mit der Schätzung der Kräfte und des Fleißes, in so fern diese, auf eine gewisse Zeit, oder zu einer gewissen Absicht angewendet werden. Hiers bei setzt man die körperlichen gegen die Seelenkräfte ungesehr in ein solches Verhältniß, als das Silber gegen das Gold, und schätzt daher die Arbeiten höher oder geringer, nachdem die körperlichen oder die Seelenkräfte mehr oder weniger Antheil daran haben.

Aus diesen Gründen folgt nun zwar richtig, daß die Meister verschiedener Professionen und Künste nicht einerlei Lehrgeld von den Lehrlingen fordern können; aber
zu

zu bestimmen, wie viel ein jeder fordern müsse, würde mit unendlichen Schwierigkeiten verbunden seyn. Man nimmt daher seine Zuflucht hierbei ebenfalls zu dem Herkommen, und befolgt dasselbe, obgleich nicht auf das pünktlichste.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Berechnung von dem Verdienste eines Lehrjungen, schon von so langer Zeit her gemacht ist, als man die Einrichtung getroffen hat die Lehrjahre zu verlängern, wenn der Lehrling, das bestimmte Lehrgeld zu bezahlen, nicht vermög sam gewesen ist.

Die Meister setzten nemlich eine Zeit fest, in welcher er ihnen, nach ihrer Ausrechnung, so viel verdienen konnte, als das Lehrgeld betrug, was er hätte bezahlen müssen. Diese war nicht bei allen Professionen gleich groß, indem sie bei der einen ein Jahr und bei der andern eine längere oder kürzere Zeit dauerte.

Nimme

Nimmt man daher die Zeit, die ein Lehrling, nach den eigentlichen Lehrjahren, unentgeltlich arbeiten muß zum Maasstabe an, so bestimmt der Erwerb, den der Meister in dieser Zeit von des Jungens Arbeit hat, das Lehrgeld. Ist aber das Lehrgeld als bekannt voraus zu setzen; so erhellet, wie hoch der Meister den Gewinnst anschlägt, den er durch die Arbeit des Lehrlings, in der Zeit erhält, die er über seine Lehrjahre arbeiten muß.

Bei den Professionisten, die ihre Lehrlungen nicht in der Kost und Verpflegung haben, wie dieses bei Maurern und Zimmerleuten gewöhnlich ist; läßt sich das Lehrgeld aus dem Ggr. bestimmen, den der Meister täglich von dem Lohne des Jungens zurück behält, wenn derselbe in Arbeit steht. Stellt aber der Meister hier oder da einen Lehrlungen an; so rechnet er dem Bauherrn für denselben Gesellen- oder wenig:

wenigstens Handlanger's Lohn an, und behält von letztern seinen Ggr. von erstern aber mehr, und giebt dem Jungen den Ueberschuß zu seiner Beföstigung.

Da es nothwendig ist, daß der Lehrjunge eines Maurers oder Zimmermeisters völlige Kräfte haben müsse, wenn er in die Lehre tritt; so kan er schon, vom Anfange seiner Lehrjahre an, auf den Lohn eines Handlangers Anspruch machen, bald darauf aber Gesellenlohn verdienen, weil die ersten Arbeiten, die in diesen Professionen geschehen müssen, eben so gut durch einen Anfänger, als durch einen Gesellen verrichtet werden können. Daher verdient ein Lehrling entweder dem Bauherrn oder seinem Lehrherrn einen Theil desjenige, was er weniger als ein Geselle bekommt, nachdem nemlich der Meister seine Rechnung einrichtet.

(Bemerkungen.)

Unter den Merkwürdigkeiten des achtzehenden Jahrhunderts, werden unsere Nachkommen die großen Fortschritte nicht verkennen, die in der Verbesserung des Unterrichts und der Schulen aller Art gethan sind, und dieses um desto mehr, da die Früchte davon bei ihnen ausgebreiteter und gesegneteter, als selbst bei den Zeitgenossen seyn werden, bei denen sie noch in der Jugendblüthe stehen.

Ausbildung und Anstellung geschickter Lehrer auf höhern und niedern Schulen, die neben den Wissenschaften die Mittel studiren wie sie den Lernenden am nützlichsten werden können, führen Ordnung, Faßlichkeit und Anwendung in den Schulen ein, hierdurch schaffen sie den Lehrlingen Erleichterung, Muth und Brauchbar

barkeit, und bilden den Staaten nützliche Bürger.

Für die Akademien sowohl, als für die niedrigsten Trivialschulen ist in manchen Ländern sehr wohl gesorgt, allgemeine und besondere Kenntnisse werden ausgeteilt. An jenen nimmt jeder Stand Antheil und durch dieselben erhalten der Gelehrte und der Kaufmann, der Soldat und der Oekonom beträchtliche Vortheile.

Der Handwerker und der praktische Künstler scheinen allein bei dieser Vorsorge übergangen oder nicht reichlich genug bedacht zu seyn.

Man ist bemüht auch der niedrigsten und ärmsten Classe von Menschen Lehrer zu geben, welche Kinder und versäumte Ältere, im Lesen, Schreiben und Rechnen, aber auch vorzüglich in den Religions-

N 2 wahr

wahrheiten unterrichten müssen. Aus mehreren einem solchen Lehrstande gewidmeten Männern, wählt man diejenigen, die in angestellten Prüfungen die größten zweckdienlichen Kenntnisse, und neben denselben die beste Gabe zu unterrichten haben. Man läßt es hierbei nicht bewenden, sondern macht die Anfänger im Schulamte mit der besten Lehrart bekannt, die den Unterricht fruchtbar und faßlich macht, und durch wiederholte Prüfungen werden die Mängel auf Seiten der Lehrer und der Lernenden entdeckt und zugleich gehoben, damit nichts fehle, was dem einem den Unterricht, und dem andern die Anstrengung erleichtere.

Die sogenannten lateinischen oder höhern Schulen haben sich, von der niedrigsten bis zur obersten Classe, ähnlicher Unterstützung zu erfreuen, wodurch der Lernende unter sicherem Geleite, auf der, in der letzten Hälfte dieses Jahrhunderts
geebnes

geebneten Bahn bis dahin fortgehen kan, wo er zum Wohl des Landes thätig und wirksam seyn soll.

Dem Militairstande sind in mehreren Ländern Schulen und Akademien errichtet, und dem Kaufmanne fehlt es in Handelsstädten nicht an Gelegenheit sich mit allen theoretischen Kenntnissen zu bereichern, die für seinen Wohlstand und für die Aufnahme der Handlung unentbehrlich und nützlich sind.

An der Vervollkommung der Landwirthschaft arbeiten Gesellschaften und Akademien. Sie stellen Versuche an und sammeln Erfahrungen, bilden hierdurch geschickte Landwirthe, die dem größern Haufen mit Beispielen vorgehen, welche ihn belehren und zu größern Erwerbsbetriebe ermuntern.

Der so ansehnliche und für ein Land so wichtige Stand der Handwerker und Künstler allein hat sich bisher, nur in wenigen deutschen Ländern, einer vorzüglichen Aufmerksamkeit rühmen können. Zwar sind hier und da Realschulen errichtet, welche die Vorbereitungskenntnisse zu jeder Profession verbreiten sollen, deren sind aber nur wenige, und vielleicht ist ihre Einrichtung nicht einmal allenthalben ganz zweckmäßig. Die Lehranstalten selbst bleiben noch die, die sie vor Jahrhunderten waren. Für die Meister werden keine Anleitungen zu den Kunstgriffen in ihrem Lehrgeschäfte ausgearbeitet, und den Lehrlingen keine Stufenleiter angewiesen, auf der sie mit Bequemlichkeit zu ihrem Zwecke gelangen könnten.

Diese Versäumnis enthält unstreitig einen wichtigen Grund davon, daß der größte

größte Haufen der Professionisten sich
noch nie gewagt hat über den Kreis hin-
aus zu treten, den die ältern Vorfahren,
zur Bezeichnung der Grenze ihrer Kunst,
gezogen haben, und daß mancher Lehrling
ermüdet, ehe er diese Grenze erreicht.

Inhalt

Inhalt

des ersten Theils.

Erste Abhandlung von der Landwirthschaft.

Erster Abschnitt.

Von der Urbarmachung. S. I

Einleitung.

Von der Unentbehrlichkeit der Landwirthschaft.

Erstes Kapitel.

Von Urbarmachung der Oberfläche. 8

Zweites Kapitel.

Von der fernern Anlage der urbar gemachten Ländereien. 38

Drittes Kapitel.

Von dem Kosten Aufwande und dem zu erwartenden Nutzen. 73

Zwote Abhandlung von den Handwerkern und Künstlern.

Erster Abschnitt.

Von den Zunftgenossenschaften.

Einleitung.

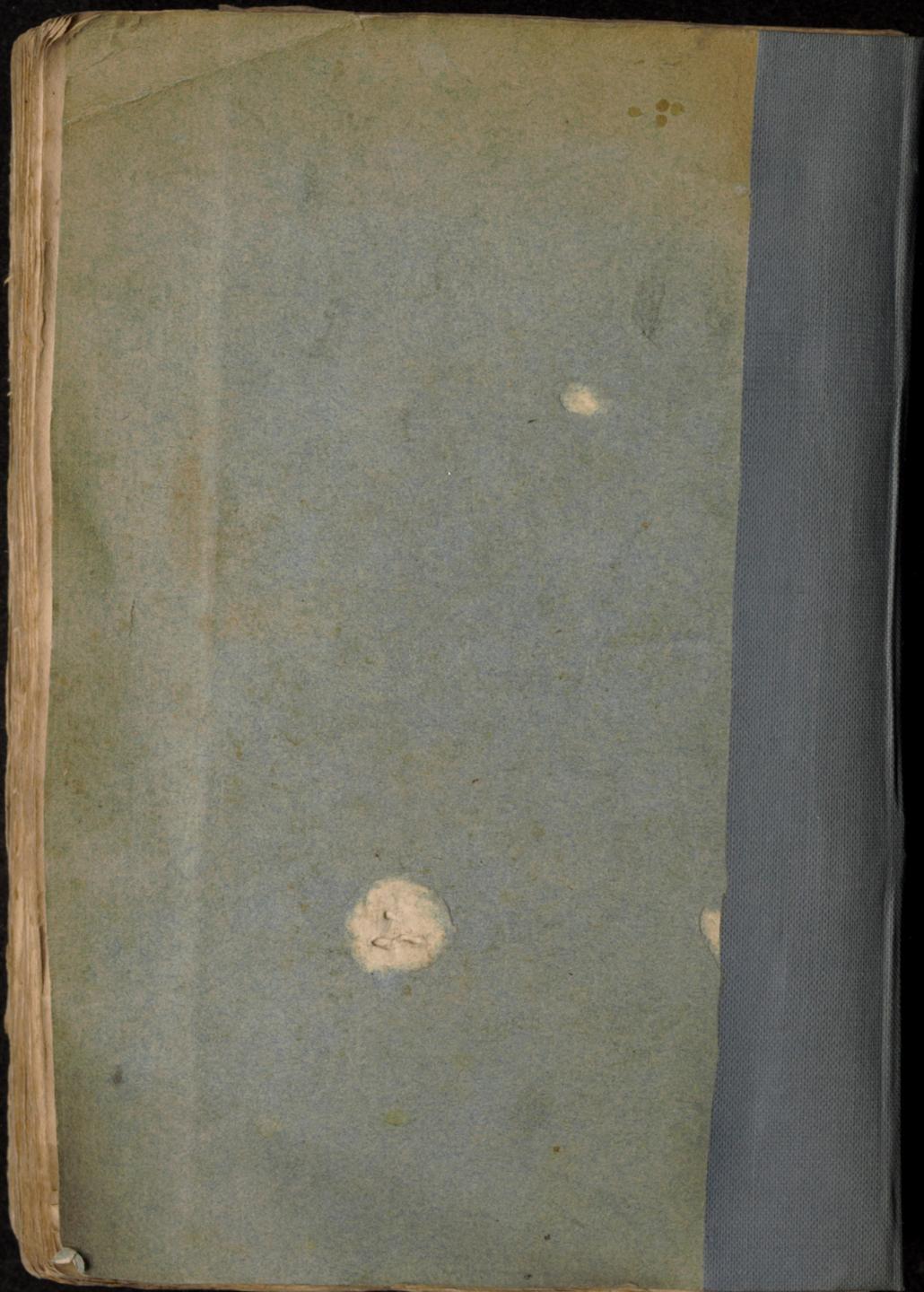
Kurze Geschichte der Handwerker. III

Erstes Kapitel.

Von den Lehranstalten bei Künstlern und Handwerkern. 134

Verbesserungen.

Seite	Zeile	für	lies
4	3	zuwachs	Zuwachs
12	2	Kälten	kältern
27	13	Fruchtbarkeiten	Feuchtigkeiten
42	4	Fruchtbarkeit	Feuchtigkeit.
56	8	einem oder dem	einer oder der.
82	13	ausschließt	anschließt.
87	17	51 Rthlr.	15 Rthlr:
89	in der Tabelle in der 3ten Columen	2365	2368.
96	17	man beinahe	beinahe
104	6	Länge Fuß	Fuß Länge.
125	8	Eriskenthums	Christenthums
131	4	stärksta	stärksten
143	2	gehört	gebürt.
162	14	be,,	bei
167	11	seine	seiner
169	17	lehre	lehren
176	2	zusammenk	Zusammenkünften
284	18	2000 und	2000 betragen und
288	2	oder ihrer Natur nach so	oder so
296	2	unermüdet	ermüdet
309	1	Maasse	Masse
340	18	wenn, wenn	wenn ich
354	9	Verbindung	Vergleichung
354	18	natürliche	unnatürliche
360	4 u. 5	auf-suchen	aufzusuchen.
370	4	reichen	liebreichen



der zweete aber das
 Brandsohle zusammen
 le auf den Rahmens
 Absatz bestöcken lernt;
 Schuster und Schneis
 auf von zween Monas
 hnlicher Gesellen vers
 den dritten Monat zu,
 eiderjunge übe, durch
 hnen, oder nach der
 Einhalten und Auslas
 Geschick zu geben; der
 eine Sohle auf einen
 umgewandten Schuh
 eiderseits Lehrlinge de
 eiderseitigen Profesio
 it gleich, die auf ein
 dem halben Rihle bis
 machen.

dem Lehrlinge keinen
 ig ist, welchen er dem
 Geo

